Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

9 NOV 5 1945 Interdepartmental Committee for the Acquisition of Foreign Publications
Serial Record Division The Library of Congress

Heft 3 1939

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis 25 Rpfg.

Topfgucker

Aufnahme: Heinrich Richter

Beachten Sie in diesem Heft:

„Hat die Volksschule versagt?“
Eine grundsätzliche Untersuchung über die Ursachen des Rückganges der Schulleistungen

„Wo bleibt der deutsche Jugendfilm?“

Amtliche Mitteilungen

„Rechtsfibel“ für die Schulen

Reichsminister Dr. Frank hat die Grundlagen des Rechts und der Rechtsbegriffe als neues, notwendiges Unterrichtsgut für die deutschen Schulen vorgeschlagen. Für einen solchen Rechtsunterricht kämen nur die letzten Schuljahre in Frage. In Verbindung mit dem NS.-Rechtswahrer- und mit dem NS.-Lehrerbund arbeiten die zuständigen Behörden zur Zeit an einem volkstümlichen Rechtslehrbuch, das gewissermaßen als „Rechtsfibel“ jedem Schüler kostenlos ausgehändigt werden soll.

Krapfen bis Ostern

Ueber die Herstellung von Fettgebäck (Krapfen usw.) wurde im Reichsernährungsministerium unter Teilnahme von Vertretern des Reichsinnungsverbandes des Bäckerhandwerks, des Konditorenhandwerks, der Fachgruppe Brotindustrie und der Wirtschaftsgruppe Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe eine Vereinbarung getroffen. Danach ist die Herstellung von Fettgebäcken von sofort an bis einschließlich Ostern 1939 an den drei Wochentagen Dienstag, Donnerstag und Samstag gestattet, ferner ausnahmsweise an den Tagen vor Silvester sowie vor und nach Fastnacht. Die betreffenden Organisationen verpflichten sich, für die Einhaltung dieser Vorschrift Sorge zu tragen.

Gedenken des Freiheitshelden Friedrich Friesen

Am 16. März 1939 kehrt zum 125. Male der Tag wieder, an dem der Turnführer und Freiheitsheld Friedrich Friesen die Liebe zu Deutschland mit seinem Blute besiegelte. Im Hinblick auf die Bedeutung, die Friesen durch seine kämpferische Haltung und selbstlose Opferbereitschaft als Vorbild für die deutsche Jugend besitzt, ist seiner am 16. März 1939 an allen Schulen in eindrucksvoller Weise zu gedenken.

Der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung.
Im Auftrage: Holfelder.

Stempelgebühren fallen fort

Der Reichsminister der Finanzen hat durch Runderlaß vom 14. Dezember angeordnet, daß für Eingaben an Dienststellen des Reiches, auch wenn sie ihren Sitz in Oesterreich haben, Stempelgebühren nicht mehr zu erheben sind. Bereits entrichtete Stempelgebühren werden jedoch nicht erstattet.

Kleinempfänger als Batteriegerät

Wie die Reichsrundfunkkammer mitteilte, ist der „Deutsche Kleinempfänger 1938“ nunmehr auch als Batteriegerät auf den Markt gekommen. Der Preis für das Gerät ohne Batterie beträgt 32,50 RM; hierzu kommen noch die Kosten für Heiz- und Anodenbatterie in Höhe von 9,50 RM, so daß der betriebsfertige Empfänger insgesamt 42 RM kostet. Nunmehr besteht für alle Volksgenossen in Stadt und Land, die nicht an ein Stromnetz angeschlossen sind, die Möglichkeit, auch mit dem „Deutschen Kleinempfänger 1938“ am Rundfunkempfang teilzunehmen.

Deutschlandlied Tempo 80

Wie einem Runderlaß des Reichsführers SS. und Chef der Deutschen Polizei zu entnehmen ist, hat der Führer und Reichskanzler beanstandet, daß das Deutschlandlied allgemein durch die Musikkorps zu schnell gespielt werde. Das Deutschlandlied sei ein Weihelied und für ein schnelles Tempo nicht geeignet; es stelle sonst eine Verzerrung der Haydnschen Hymne dar. In dem Runderlaß wird deshalb bekanntgegeben, daß das Tempo des Deutschlandliedes auf 80 des Metronoms (= Commodo) festgesetzt ist. Es soll dafür gesorgt werden, daß dieses Tempo genauestens eingehalten wird.

Eine Sammelmappe für die »Reichs-Elternwarte«

Die Sammelmappe der »Reichs-Elternwarte« ist erschienen!

Die Mappe ist eingerichtet für 26 Hefte, also für einen ganzen Jahrgang, und ermöglicht durch einfaches Einheften mittels Drahtstäbchen das Aufbewahren der wertvollen Hefte in geschmackvoller Buchform. Dadurch ist ein rasches Nachschlagen von Beiträgen (z. B. Hilfe bei der Schularbeit, Berufswahl usw.) möglich. / Die in schönem Leinen mit Golddaufdruck hergestellte Mappe kostet nur 2.- RM. zuzüglich 40 Pfennig Portoauslagen.

Sie ist durch alle Boten zu beziehen oder bei Vorhereinsendung des Betrages von 2,40 RM. auf Postscheck-Konto Berlin 55525 auch durch den

Verlag der
Reichs-Elternwarte
Berlin C 2, Wallstraße 17-18

Ein wertvolles Nachschlagewerk in allen Fragen der Erziehung der Schule und des Elternhauses!

Heft 3 1939

Inhalts-Übersicht

Hat die Volksschule versagt?
Von Magistratsschulrat Richard Goering
Seite 76

Das Schulentlassungszeugnis
Von Johannes Otto
Seite 84

Sollen Mädel basteln?
Von Dr. Anna Herde
Seite 86

Ich will nicht – ich mag nicht!
Von Dr. Walter Herbert
Seite 90

Eltern als Richter
Von Elisabeth Urban
Seite 92

Muttis haben doch keine Zeit
Von Ruth Koehler-Irrgang
Seite 92

Drei Brüder
Roman von Felix Riemkasten
Seite 94

Wo bleibt der deutsche Jugendfilm?
Von Möller-Crivitz
Seite 97

Erziehliche Plaudereien
Seite 98

Leser fragen – wir antworten!
Wer ist jüdischer Mischling?
Seite 100

Fragen, die uns angehen
Seite 101

Wuz
Erzählung von Erich Kloß
Seite 102

Hilfe bei der Schularbeit

»Groß« oder »klein«
Von Schulrat Karl Jacob
Seite 80

Eine Stunde Großdeutschland
Von Karl Lütge
Seite 88

Was können unsere Kinder werden?

Der Berufsberater spricht!
Von Dr. Hans Hajek
Seite 103

Kinderwarte
Kurzweil am Feierabend

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Aufnahme: Elisabeth Hase

Hat die Volksschule versagt?

Von Magistratsschulrat Richard Goering

Die Frage klingt beängstigend und für viele überraschend. Sie ist indessen nicht neu.

Schulmänner, weitblickende Eltern, Wirtschaft und Wehrmacht beschäftigen sich mit dieser Frage seit langem, nicht erst seit Monaten, auch nicht erst seit 1933.

Noch einmal: die Frage ist nicht neu.

Neu ist nur das Ausmaß des Anteils, das die Oeffentlichkeit an dieser Frage nimmt. Was früher schon in Dienstbesprechungen und Denkschriften erörtert wurde, ist seit einigen Wochen ein „brennendes" Problem geworden, das in Zeitschriften und auf der Straße, in der Familie und in den Betrieben behandelt wird. Mit und ohne Temperament, mit und ohne Sachkenntnis, mit und ohne Vorurteile und Wunschbilder, wie das eben ist, wenn Probleme aus der gedämpften Aussprache hinter den gepolsterten Türen der Konferenzsäle in den lauten Meinungsstreit der Oeffentlichkeit gezogen werden.

Und weshalb ist dieses nicht einmal neue Problem, so wird mancher fragen, eigentlich so plötzlich öffentlicher Gesprächsstoff geworden?

Die Antwort ist einfach, verblüffend einfach. Sie ergibt sich aus der außenpolitischen Lage. Staatsleitung und Volk hatten bisher andere und größere Sorgen. Jetzt, nachdem Ostmark und Sudetenland unter Einsatz aller Machtmittel, aller Energie und aller Klugheit dem Reich angegliedert worden sind, ohne daß das Pulverfaß Europa in die Luft flog, erst jetzt hat die Oeffentlichkeit Zeit und Anlaß, auch an die Fragen der Volksschulerziehung zu denken, die das Reichserziehungsministerium und die Lehrerschaft in der Stille zum Teil bereits neu gelöst oder zum Teil wenigstens neu geplant haben.

Ueber eine Tatsache läßt sich nicht streiten: die Leistungen der abgehenden Volksschüler sind unzureichend, und das ist bedenklich, noch mehr: es ist für Deutschlands Stellung in der Welt geradezu gefahrdrohend. Der Leistungsrückgang wird um so besorgniserregender, als er eigentlich schon 24 Jahr währt. Er begann mit dem Ausbruch des Krieges und stellt eine Kurve dar, die in einigen Jahren nach dem Kriege zwar etwas anstieg, aber nie die Höhe von 1913 erreichte und schließlich immer weiter fiel.

Wenn auch Handwerks- und Handelskammern in Berichten immer wieder auf den Leistungsrückgang der Volksschule hinwiesen, so nahm doch die Oeffentlichkeit im allgemeinen wenig Notiz davon, zumal die Proletarisierung weiter Volksschichten ein Ziel der marxistischen Parteien war. Daher war es kein Wunder, daß z. B. die Zahl der gelernten Arbeiter abnahm, die der ungelernten Arbeiter aber ständig wuchs, besonders als nach der Scheinblüte der deutschen Wirtschaft selbst für die tüchtigen Volksschüler die Arbeitsplätze immer seltener wurden. So wurde der Leistungsrückgang der Volksschule überdeckt von dem Absinken des Leistungswillens, der Arbeitsmöglichkeiten und der Leistungsgüte auf allen Gebieten des deutschen Lebens.

Ueberblickt man die Entwicklung bis 1933, so erscheint es folgerichtig, daß in den Strudel des allgemeinen Verfalls auch die Volksschule wie übrigens auch die höhere Schule und zum großen Teil auch die Hochschulen hineingezogen wurde.

Was bis 1933 erklärlich ist, scheint nach 1933 widerspruchsvoll zu sein.

Deutschlands Regierung arbeitet mit beispielloser Tatkraft, das Volk mit Bienenfleiß — und die Volksschüler folgen diesen Beispielen nicht! Wehrmacht, Arbeitsdienst und Wirtschaft vollbringen Leistungen, die auch dem mißgünstigen Auslande Achtung, Begeisterung oder auch Furcht abnötigen, und gleichzeitig sinken die Leistungen der Volksschüler noch tiefer.

Wie erklärt sich dieser Widerspruch?

Sollten die Lehrer oder die Schüler oder gar beide versagen?

Und wäre das nicht, wenn dem wirklich so wäre, Sabotage am Aufbauwerk des Führers?

So wird der flüchtige und außenstehende Beurteiler sprechen. Und es könnte scheinen, er habe recht.

Weshalb konnte der Leistungsrückgang der Volksschule nicht aufgehalten und in einen Aufstieg verwandelt werden?

Diese Frage läßt sich nicht mit einem Satz beantworten, wie auch nicht eine Ursache, sondern viele den gegenwärtigen Leistungsstand der Volksschule herbeigeführt haben.

Fangen wir mit einem Beispiel an, wie es die Eltern, besonders in den Großstädten, täglich erleben:

Der kleine Horst kommt mit mißmutigem Gesicht nach Hause. Die Mutter fragt den Buben: „Nun, Horstl, wie war's heute in der Schule?"

„Ach, gar nicht schön, langweilig war's. Der Herr Lehrer Müller fehlt, schade. Und dann ist das Fräulein Neumann, Mutti, du kennst sie auch — die sieht beinahe wie Großmutti aus — gekommen und hat uns alle in ihre Klasse hineingenommen. Aber da waren bloß einige Plätze frei, und dann mußten alle Kinder zusammenrücken. Auf zwei Plätze immer drei Kinder. Aber das reichte noch nicht für alle. Manche Kinder saßen auf dem Papierkasten, andere auf dem Podium. Mutti, die Lehrerin konnte kaum treten, so viel Kinder saßen da. Wir mußten sogar noch den Papierkasten aus unserer Klasse holen, und der wurde umgelegt, und dann konnten wieder drei Kinder sitzen. Aber dann saßen erst 65 Jungen. 18 schickte Fräulein Neumann in die 7. Klasse."

„Was habt ihr denn nun gelernt?"

„Schreiben konnten wir natürlich nicht. Wir saßen zu eng. Wir haben ein bißchen im Kopf gerechnet, und einige Kinder mußten Märchen vorlesen, und dann hat Fräulein Neumann uns etwas vom Wald im Winter erzählt."

Die Mutter weiß nun genug. Sie weiß, daß wieder einmal fast zwei starke Klassen in einem Raum zusammengepfercht saßen, der trotz des häufigen Lüftens

mit stickiger, ermüdender Luft erfüllt war; daß die Kinder mehr beaufsichtigt, als unterrichtet wurden und dabei aus der Uebung kamen und vieles vergaßen, was der tüchtige Herr Müller den Kindern mit Geschick und Humor beigebracht hatte; denn Herr Müller war der beste und beliebteste Lehrer. Er war auch der jüngste, wenn auch schon 41 Jahre alt. Aber deswegen wurde er auch so oft zu irgendeinem der vielen Lehrgänge abberufen. Die Mutter des kleinen Horst weiß es vom Rektor der Schule, an welchen Lehrgängen Herr Müller in den letzten drei Jahren teilgenommen hat. Erst war es ein Lehrgang für Flugmodellbau, und Herr Müller kam begeistert wieder und baute, oft in seiner Freizeit nachmittags, mit den großen Jungen schnittige Modelle, von denen einige im Wettfliegen Preise errangen. Damals waren alle Jungen und besonders die Väter und Mütter der Preisträger stolz.

„So etwas gab's zu unserer Schulzeit noch nicht," sagten einige Väter, „recht so. Deutschland braucht Flugzeugingenieure, Flugzeugführer und Bodenpersonal und Facharbeiter für die Flugzeugwerke. Ja, die Schule wird modern!"

Die Väter hatten recht, aber die 6. Klasse, in der Horst saß, die Klasse von Herrn Müller, mußte wochenlang mitgeschleppt werden und lernte in dieser Zeit nicht viel.

Dann mußte Herr Müller „eine Acht-Wochen-Uebung" als Soldat ableisten, und zur Vertretung erschien eine verwitwete Hilfslehrerin, die die Behörde vorübergehend beschäftigte, weil es so wenig Lehrkräfte gibt und der Schulrat die vier Krankenvertreter nicht in alle 10 Klassen schicken konnte, die in seinem Schulkreis gleichzeitig ohne Lehrkraft waren.

Und dann entsann sich Horsts Mutter, daß Herr Müller an einem zehntägigen Lehrgang für neuzeitliche Leibesübungen, später an einem Schulungslager teilgenommen hatte und zuletzt zu einem Lehrgang für germanische Vorgeschichte beurlaubt war. Oder war es einer für Volkskunde? Oder für Rassenkunde? Es kann aber auch ein Kursus für Geopolitik gewesen sein. Daß der Pg. Müller als politischer Leiter in jedem zweiten Jahr am Reichsparteitag teilnahm und einmal mit der fliegenden Gauschule durch große Teile Deutschlands fuhr, ist eigentlich für einen Lehrer in der vollen Manneskraft, der das Herz auf dem rechten Fleck zu sitzen hat, eine Selbstverständlichkeit.

Die Jungen lernten viel und gern bei ihm. Er war ein nationalsozialistischer Lehrer, wie Staat und Eltern ihn sich wünschen; aber wie jeder Vorteil mit einem Nachteil erkauft wird, so konnte Lehrer Müller eben nur unterrichten, wenn er in der Schule war, und da er der jüngste und einsatzfreudigste war, fiel in seiner Klasse am häufigsten sein Unterricht aus.

Man könnte das Beispiel noch weiter ausmalen. Es genügt aber, um bereits die typischen Nöte der Volksschule zu zeigen.

Die überfüllten Klassen

sind als eine der wichtigsten Ursachen für den Leistungsrückgang der Volksschüler zu nennen. Nach der Reichsschulstatistik von 1931/32 waren nur in 56% der Schulklassen mehr als 40 Schüler. Im Jahre 1936 zählten aber schon 63% aller Schulklassen mehr als 40 Kinder. In den meisten Großstädten ist die Durchschnittsbesetzung der Klassen sogar auf 45 Schüler erhöht worden. Da aber in den oberen Klassen häufig nur 35—40 Schüler sitzen, kann der Durchschnitt von 42 nur erreicht werden, wenn die Grundschulklassen mit 45—50 und manchmal mit noch mehr Kindern besetzt werden. Daß in solcher überfüllten Klasse im Winter die Luft schnell verbraucht wird, jedes Kind schneller ermüdet, die Ansteckungsgefahr wächst, daß jedes Kind seltener „herankommt" als in einer kleinen Klasse, ist eine unabänderliche Tatsache.

Weshalb sind aber so viele Kinder in einer Klasse?

Aus drei Gründen muß dies leider so sein: weil die Gemeinden ihre Schulden tilgen und deshalb sparen müssen; weil die Zahl der eingeschulten Kinder bis 1939 sinkt und weil auch der Lehrermangel dazu zwingt.

Den ersten Grund können die Kämmerer der Gemeinden am besten erläutern. Sie verweisen mit Recht auf die riesige Verschuldung in der Systemzeit, als Staat und Städte in leichtfertiger Weise über ihre Verhältnisse lebten und für alle Einrichtungen, auch für die Schulen, mehr Geld ausgaben, als sie insgesamt einnahmen. Mit der Macht übernahmen aber 1933, was vielen Kritikern nicht immer gegenwärtig ist, die Nationalsozialisten auch die Zahlungsverpflichtungen der Systemvertreter. Nun galt es, auf der einen Seite erst einmal bei den nicht vordringlichen Ausgaben zu sparen, um Summen für den furchtbaren Zinsendienst und eine beschleunigte Schuldentilgung frei zu bekommen. Auf der anderen Seite mußten die vorhandenen Gelder in der Hauptsache für die Arbeitsbeschaffung und die Wiederaufrüstung eingesetzt werden; denn von beider Gelingen hing es damals ab, ob die nationalsozialistische Regierung nur eine Episode oder aber der Beginn eines neuen Zeitalters in der deutschen und europäischen Geschichte sein würde. Mochte es auch auf den Gebieten der Wirtschaft und Landesverteidigung nun mit Riesenschritten vorwärtsgehen, so mußte man auf dem damals weniger wichtigen Abschnitt des Schulwesens doch fast auf der Stelle treten. Nichts wäre verkehrter gewesen, als zu viele Aufgaben gleichzeitig anzupacken. Nur weniges tun, das Wichtigste zuerst, aber dieses gründlich — das ist von jeher eines der Geheimnisse für die überraschenden Erfolge des Nationalsozialismus gewesen.

An der Schule mußte und konnte auch gespart werden, weil die persönlichen und sächlichen Ausgaben für das Schulwesen die größten Ausgabeposten im Etat darstellen. Von allen Schularten mußte aber das Volksschulwesen am empfindlichsten betroffen werden, weil es das größte ist und keine Einnahmen aus Schulgeld hat. Man mußte deshalb schon aus geldlichen Gründen die Klassen auffüllen, um andere Klassen aufzulösen. Ja, man mußte und konnte in den Groß- und Mittelstädten ganze Volksschulen auflassen, um die Gebäude für neue Berufs- und Fachschulen frei zu bekommen; denn die Wirtschaft schrie nach gut vorgebildeten Lehrlingen. Gleichzeitig wurden durch diese Umorganisation die Gelder für diese Neubauten zum großen Teil gespart, und Ziegel, Zement und Eisen konnten für wichtigere Bauten verwendet werden.

Die sinkende Schülerzahl

erleichterte diese Sparmaßnahmen innerhalb des Volksschulwesens. Mit Schrecken bemerkten die Schulleiter nach 1935, was sie und die Bevölkerungsstatistiker seit 1929 vorausgesehen hatten, das Sinken der Einschulungen als Folge der verminderten Geburtenziffer, die wieder eine ihrer Ursachen in dem wirtschaftlichen Zusammenbruch in den Jahren nach der Scheinblüte der Wirtschaft hat. Da aber diese Verelendung bis 1933 sich steigerte, können die nach der Machtübernahme steigenden Geburtenziffern sich in der Volksschule erst 1940 auswirken. Gerade an dieser Tatsache erkennt man, daß die Schule von heute noch unter den Folgen der Zeit vor 1933 leidet.

Während aber der Schülermangel Ostern 1940 überwunden sein wird, wird

der Lehrermangel

noch lange die größte Sorge für Staat und Gemeinden sein. Er ist nicht nur die wichtigste Ursache für die Erhöhung der Klassenbesetzung, sondern auch für das Absinken der Leistungen dort, wo keine Klassen mehr aufgelöst werden können, in der einklassigen Schule. Dieser Schultyp macht aber 40% aller Schulen in Deutschland aus. Der Lehrer in dieser einfachsten Form der Landschule leistet die schwierigste und anstrengendste Arbeit. Nur auf sich gestellt, ohne die nahe, tägliche Unterstützung von Berufskameraden, erzieht und unterrichtet er Jungen und Mädel von 6—14 Jahren in einer Klasse. Für ihn gibt es keine ruhige Minute am Vormittag. Er unterrichtet mit dem Blick auf die Uhr, um in jeder Stunde seine Kraft und Zeit auf die Unterstufe, die Mittel- und Oberstufe so zu verteilen, daß keine Altersgruppe benachteiligt wird.

Durch seine Klasse wandern alle Geschlechter des Dorfes, soweit sie in 40 oder 45 Jahren durch die Schule gehen. Er kann der große Erzieher des ganzen Dorfes sein, er kann der ungekrönte König und sollte der kulturelle Träger des Dorfes sein. Und es gibt viele Tausende von Schulen zwischen Flensburg und Villach, wo der Lehrer diese wirklich übermenschliche Arbeit leistet und wo sein Wirken in der dankbaren Erinnerung der ältesten Geschlechter fortlebt und fortleben wird.

Natürlich unterliegt, wie alles auf der Welt, auch der Lehrer dem Prozeß der Abnutzung, und ebensowenig wie das Offizierkorps darf die Erzieherschaft überaltern; denn im Gegensatz zum Verwaltungsbeamten, um nur ein Beispiel zu nennen, brauchen Offizier und Erzieher körperliche und geistige Spannkraft in höherem Maße als Angehörige von Berufen, die nur mit ausgereiften Menschen und vorwiegend mit Sachen und sachlichen Vorgängen zu tun haben. Beim Offizier und Erzieher hängt der Erfolg seines Wirkens an der Jugend zum größten Teil vom Persönlichkeitswert ab; denn vorgelebte Bilder und nicht Kulturtechniken, wie Lesen, Schreiben und Rechnen, und nicht Ratschläge prägen junge Menschen. Deshalb brauchen aber Wehrmacht und Schule mehr als z. B. Bankwesen und Richterstand junges Blut, wenn nicht durch Nachwuchsmangel eine Ueberalterung und durch die Ueberalterung ein Leistungsrückgang eintreten soll.

Von der Ueberalterung der Lehrerschaft haben sich die Eltern bei Elternabenden bereits überzeugt.

Wie weit aber die Ueberalterung der Lehrkräfte vorgeschritten ist, mögen einige Zahlen aus Berlin beweisen:

Von den 4037 planmäßig angestellten Volksschullehrkräften ist die Altersgruppe der 56—62jährigen mit 1119 Lehrkräften oder 27,7 % am stärksten vertreten. Im Alter von 51—55 Jahren sind 840 oder 20,8 %; d. h. fast die Hälfte der Lehrenden ist 51 Jahre und älter. Diese Zahlen stammen aus einer amtlichen Erhebung, die Oberregierungs- und Gewerbeschulrat Dr. Schreiber in Berlin durchgeführt hat.

Aus dieser Ueberalterung ergeben sich bei der stärkeren Klassenbesetzung eine Ueberlastung und aus ihr häufigere und längere Erkrankungen. Da aber zu wenig Lehrkräfte als Krankenvertreter zur Verfügung stehen und mehr nicht einmal gestellt werden können, weil es zu wenig junge Lehrkräfte gibt, müssen die Schulleiter an mehrklassigen Schulsystemen zum Notbehelf der Klassenzusammenlegungen greifen; d. h. sie müssen, wenn eine Lehrkraft fehlt, wohl oder übel zwei an sich schon zu stark besetzte Klassen in einen einzigen Raum zwängen, und das ist in der Regel ein Klassenraum, in dem sich dann alle die Uebelstände einstellen, die in dem Gespräch zwischen Mutter und Sohn vorher geschildert worden sind: Platzmangel, erhöhte Ansteckungsgefahr, häufigere Erkrankungen von Kindern und Lehrkräften, die Unmöglichkeit des schriftlichen Uebens — kurz gesagt: es kann wirklich kein ordnungsmäßiger und erfolgreicher Unterricht erteilt werden. Das Uebel tritt aber nicht nur kurzfristig und nur in einer Klasse, sondern häufig mehrere Wochen lang und in mehreren Klassen gleichzeitig auf. Daß bei einem solchen Schulbetrieb, bei dem die Kinder fast nur beaufsichtigt und nur mündlich beschäftigt, nicht aber durch einen systematischen Wechsel von zielbewußter mündlicher und schriftlicher Mitarbeit wirksam gefördert werden, leuchten jedem ein. Vor allem fehlt dem Lehrer in solchen Mammutklassen die Möglichkeit sich mit den schwächeren Kindern eingehender zu beschäftigen. Die begabten Kinder können die Nachteile des Zusammenlegens von Klassen noch überwinden, nicht aber die große Masse der Durchschnittskinder, die zu ihrer geistigen Entwicklung die persönliche Förderung des Lehrers, seine liebevolle Beschäftigung mit ihrer Eigenart brauchen, um mit den geforderten Leistungen Schritt halten zu können. Es ist deshalb das kleinere Uebel, wenn beim Fehlen von Lehrkräften die Klassen nicht zusammengelegt werden, sondern der Unterricht gekürzt wird, d. h., daß die Klassen in der Weise nacheinander unterrichtet werden, daß z. B. die eine Klasse von 8—10 und die andere von 10—1 Uhr ordnungsmäßigen Unterricht erhält. So lange aber der Nachwuchs nicht ausreichend zur Vertretung bei Krankheiten und bei Beurlaubungen zur Teilnahme an den zweifellos notwendigen Lehrgängen zur Verfügung steht, können auch die Leistungen nicht besser werden.

Eine andere Ursache der Unruhe sind die zahlreichen Sammlungen, die den Lehrer zum Verwalter zahlreicher Kassen machen. Da sind einzusammeln: der Lernmittelbeitrag,

das Kameradschaftsopfer des VDA., der Jugendherbergspfennig, das Eintrittsgeld für die staatspolitischen Filme, Bezugsgelder für Jugendzeitschriften, Betrag für die Milchspeisung u. a. Wenn auch der Lehrer sich bemüht, alle diese Sammlungen und die damit verbundenen Eintragungen und Abrechnungen in der Pause durchzuführen, so ist das doch in der Praxis meist nicht möglich, zumal die Kinder in den großen Pausen sich in der frischen Luft bewegen sollen. So muß der Lehrer vielfach Teile der Unterrichtsstunden für die an sich notwendigen Sammlungen zu Hilfe nehmen, zum Schaden der Leistungen. Niemand wird bestreiten, daß an sich diese Veranstaltungen die Schule in den Dienst der Volksgemeinschaft stellen und sie in lebendige Beziehung zu den Tagesaufgaben setzen, aber man wird zugeben müssen, daß bei gleichbleibender Unterrichtszeit die Erledigung dieser vielfältigen Aufträge und die Erfüllung ihrer eigentlichen Aufgabe, nämlich Schule zu sein, unmöglich ist.

Diese Zersplitterung der Aufgaben der Schule führt neben einer hier und dort zu starken Inanspruchnahme durch die HJ. zu einer Ueberlastung der Kinder. Sie sind oft nicht imstande, dem Unterricht aufmerksam zu folgen, wie es ihnen zu Hause auch oft an der Zeit fehlt, ihre Schularbeiten ruhig und gesammelt zu erledigen.

Alle diese Umstände haben eine Unruhe in die Schule gebracht, die den Leistungsrückgang geradezu erzwang, ganz abgesehen davon, daß eine manchmal überschäumende Jugend der Schule hier und da kein Verständnis entgegenbringen wollte.

Wie erklärt sich aber der Lehrermangel?

Zunächst einige Angaben über sein Ausmaß. Der jährliche Bedarf beträgt etwa 7500 Lehrer und Lehrerinnen, der aber durch nur 1900 ins Amt tretende Lehrkräfte teilweise gedeckt werden kann. Der Bedarf kann mithin nur zu einem Viertel gedeckt werden. Mit anderen Worten, von vier freiwerdenden Lehrerstellen kann nur eine mit einer jungen Kraft wiederbesetzt werden. So fehlen allein in Ostpreußen 500 Volksschullehrkräfte, in ganz Preußen rund 3000. Aehnlich liegen die Verhältnisse auch in den Berufs- und Fachschulen. Und weshalb?

Auch hier verketten sich die Ursachen. Weil die Laufbahn des Offiziers und höheren Wehrmachtsbeamten mehr Aufrückungsmöglichkeiten und den Glanz der gesellschaftlichen Stellung bietet, weil die Wirtschaft dem befähigten Kaufmann und Ingenieur bei weitem höhere Gehälter zahlt, verliert der Beruf des Volksschullehrers an Reiz und Wert in den Augen der Abiturienten. Eine Erhebung, die der Nationalsozialistische Lehrerbund in 27 Gauen der NSDAP. vorgenommen hat, ergab, daß in allen Gauen Technik und Wehrmacht die Berufsabsichten der Abiturienten am stärksten beeinflussen. Erst in erheblichem Abstand, aber noch weit vor der Rechtswissenschaft, folgte die Medizin. So ist es denn kein Wunder, daß der Nachwuchs an den Hochschulen für Lehrerbildung weder an Zahl noch im allgemeinen an Wert ausreicht, um den Bedarf an jungen Lehrkräften zu decken.

Auf andere Ursachen des Lehrermangels, wie z. B. auf das verminderte Ansehen der Schule und des Lehrerberufs, kann aus Platzgründen an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Es sei hier nur soviel gesagt: man kann nicht ungestraft jahrelang den Lehrerberuf verächtlich machen und sich dann über den Mangel an Nachwuchs für den Lehrerberuf wundern.

So ergibt sich der Gesamteindruck einer zahlenmäßig zu geringen, dazu noch überalterten Lehrerschaft, die, obwohl überlastet und zum großen Teil verbraucht im erhöhten Aufbautempo unserer Zeit, bis zum Zusammenbrechen ihre Schuldigkeit tut und sich bemüht, den um vieles und vielerlei erhöhten Ansprüchen der nationalsozialistischen Schule und des Staates auch in der sogenannten dienstfreien Zeit zu entsprechen. Daß der Volksschullehrer, besonders auf dem Lande, in der Partei, ihren Gliederungen, in der NSV., im Reichsluftschutzbund usw., als leitendes Mitglied nicht bloß tätig, sondern vielfach, z. B. sachlich betrachtet, in der Schulung, und, örtlich gesehen, auf dem Dorfe, unentbehrlich ist, haben bereits viele maßgebenden Stellen öffentlich anerkannt. Lehrer, die 10—15 Ehrenämter jeder Art neben ihrem anstrengenden Beruf innehaben, sind auf dem Lande und in der Kleinstadt keine Seltenheit.

Wenn demnach die Frage gestellt wurde, ob die Volksschule versagt habe, so muß man zwar mit ja antworten, aber hinzufügen, daß dies das Ergebnis vieler schwer zu beseitigender Umstände, nicht aber die Schuld der Lehrer ist.

Dies hat vor kurzem auch Reichsminister Dr. Frank mit folgenden Worten bestätigt:

„An vielen Schulen ist heute eine Ueberlastung des Lehrpersonals vorhanden, deren Existenz, man möchte fast sagen, gottlob, allgemein noch gar nicht so sehr bekannt ist. Wir treiben heute Raubbau an den Kräften unseres Lehrpersonals. Dies müssen wir tun, weil der Mangel an Lehrern offenbar so groß ist, daß er nicht behoben werden kann.

Um so verdienstvoller ist — und das muß immer und in der Kleinstadt wieder anerkannt werden — die treue und sachliche Hingabe der Lehrer an ihre Aufgabe. Wo wären wir auch in unserer Bewegung hingekommen, wenn wir nicht diese idealistischen deutschen Lehrer gehabt hätten, die sich ihr mit Leib und Seele verschrieben hätten!"

Diese schönen Worte Dr. Franks stellen die großen Schwierigkeiten der Volksschule und die großen Leistungen der Volksschullehrerschaft gegenüber. Diese Schwierigkeiten, von denen die Kinder den Eltern nur kurze Einblicke und unzureichende Kenntnisse vermitteln können, dürfen aber keinen Vater und keine Mutter mit Unruhe und Verstimmung erfüllen. Bitte, keine Verstimmung, sondern Verständnis!

Verständnis für die Volksschule, die zur Zeit alle, aber auch alle Schwierigkeiten des unvermeidlichen Durchgangsstadiums ertragen muß. In einigen Jahren werden auch auf diesem wichtigen Gebiet des kulturellen Lebens nationalsozialistische Tatkraft und die Erkenntnis von der staatspolitischen Notwendigkeit einer leistungsfähigen Volksschule diese Schwierigkeiten wesentlich gemildert haben.

Hilfe bei der Schularbeit

Groß oder klein?

Von Karl Jacob

„Mutti, schreibt man „lesen“ groß oder klein?“ fragt die kleine Gerda, von ihrer Niederschrift aufblickend. „Aber, Liebling, das ist doch ganz einfach! Bei „lesen“ tut man doch etwas. Was für ein Wort ist es denn da?“ — „Ein Tu- oder Zeitwort!“ — „Na, also! Und Tuwörter . . .?“ — „schreibt man klein“, fährt Gerda richtig fort. Soweit wäre dabei auch alles in Ordnung. Wenn es eben in der Rechtschreibung kein „Aber“ gäbe! Und das kommt nun bei Gerda, die im 4. Grundschuljahr eine Niederschrift über „Unsere Deutschstunde“ machen soll. — „Aber, Mutti, ich wollte doch schreiben: Gestern hatten wir in der zweiten Stunde „lesen“. Ob es da auch klein geschrieben wird?“ Ja, da wird nun auch die Mutter unsicher. Schließlich soll der Vati gefragt werden, wenn er nach Hause kommt. Ob der es wissen wird? Nun, jeder Erwachsene, auch solche, die ihren „Duden“ kennen, weiß, wie oft ihm in der Frage der Groß- oder Kleinschreibung Zweifel aufstoßen, Zweifel, die sich sehr oft auch durch ein Nachschlagen im „Duden“ nicht beheben lassen, weil der unmöglich jeden Einzelfall behandeln kann. Man kann sich daher wohl denken, welche Nöte unsere Kinder mit diesem Kapitel in der Schule haben, und erst recht die Lehrer, wenn sie sich abmühen, diese Fehlerquelle zu verstopfen. Es wäre gewiß für beide Teile gut, wenn die Eltern dabei ein wenig helfen würden, und das ist, wie wir sehen werden, sehr gut möglich.

Die Frage, ob groß oder klein, taucht ja schon beim ersten Schreiben, also im ersten oder spätestens im zweiten Schuljahr auf. Gewiß kommt hier und meist auch noch im dritten Schuljahr nur die Schreibung der echten H a u p t w ö r t e r in Betracht. Aber auch diese richtig zu erkennen, ist für Kinder dieses Alters nicht ganz einfach. Die Schule sucht ihnen gewöhnlich dadurch zu helfen, daß sie ihnen als erste Regel gibt: „Was man sehen und anfassen kann, wird groß geschrieben.“ Damit ist aber im Grunde genommen nicht viel gewonnen. Denn einmal gibt es ja sehr viele „Dinge“, die man weder sehen noch anfassen kann wie Luft, Geruch, Wärme, Strafe, Ton usw., deren Namen aber doch Hauptwörter sind, und zum andern kann man es dem Kinde in seiner naiven Anschauungsweise nicht verdenken, daß es der Meinung ist, man könne z. B. auch „grün“, „scharf“ oder „eckig“, wenn nicht gar „klettern“, „springen“ usw. sehen oder anfassen und daß es demgemäß diese Wörter groß schreibt. Diese erste, für die Anfänger berechnete Regel, wird im zweiten oder dritten Schuljahr meistens durch die folgende ersetzt: „Man schreibt ein Wort groß, wenn man „der“, „die“ oder „das“ vorsetzen kann.“ Und auch die wird dem Kinde nicht viel helfen, weil sie sich an das Sprachgefühl und das Sprachverständnis des Kindes wendet; denn ob ich z. B. der, die oder das Licht, Strom, Pflaster usw. sagen kann, das kann nur das Sprachgefühl entscheiden, und ob ich der, die oder das vor „wild“, „bunt“, „band“ usw. setzen kann, das sagt mir mein Sprachverständnis. Bei den Kindern soll ja beides für die weitaus meisten Wörter erst entwickelt werden. Da kann nur eins helfen: Uebung und immer wieder U e b u n g.

Da die Hauptwörter oder Dingwörter, wie sie früher in der Sprachlehre genannt wurden, Namen oder Bezeichnungen für Dinge sind, so besteht eine der wichtigsten Vorbereitungen auf die Großschreibung darin, daß wir die Kinder der ersten Schuljahre recht oft und recht viele D i n g e b e n e n n e n lassen und zwar möglichst mit dem zugehörigen Geschlechtswort (der, die, das). Dabei beginnen wir naturgemäß mit solchen, die die Kinder wirklich mit den Sinnen wahrnehmen, also sehen, greifen, hören, fühlen usw. können. Die Sprachlehre spricht ja in diesem Falle auch von Sinnendingen und Sinnendingwörtern oder g e g e n s t ä n d l i c h e n (konkreten) H a u p t w ö r t e r n. Die Uebung im Benennen solcher Dinge erfolgt am besten aus natürlicher Veranlassung, z. B. bei Tätigkeiten, die es mit recht vielen Dingen zu tun haben: Mutter räumt den Schrank (ihren Nähtischkasten, die Küche, die Bodenkammer usw.) auf. Einkäufe und Vorbereitungen zum Kuchenbacken (zur großen Wäsche, zur Geburtstagsfeier usw.). Wir blicken aus unserm Fenster. Wir besehen uns Schaufenster. Ein Gang über den Markt. Auf dem Bahnhof bei Ankunft und Abfahrt eines Zuges. — Man kann solche und ähnliche Vorgänge, vorausgesetzt, daß ihnen wirkliche Erlebnisse einmal vorausgegangen sind, auch in der Phantasie nacherleben lassen, so daß die Kinder die zu nennenden Dinge nur vor ihrem geistigen Auge sehen, wenn z. B. zu Hause gefragt wird: Was hast du denn alles bei N.’s im Schaufenster (auf dem Markt, auf dem Bahnhof usw.) gesehen? Auch Bilderbücher lassen sich zu diesem Zweck benutzen. — Vergnüglich wird eine solche Uebung — und dafür sollte man bei Kindern nach Möglichkeit sorgen — wenn man sie in die Form eines S p i e l s kleidet. Eine wertvolle Bereicherung des Hauptwortschatzes bedeutet es, wenn wir bei solchen Uebungen und Spielen die Aufmerksamkeit der Kinder auch auf die einzelnen T e i l e d e r D i n g e lenken, z. B. bei einer Lampe auf den Fuß, den Ständer, die Glocke, den Schirm, die Birne, den Glühfaden, das Gewinde usw. Wir erweitern den Uebungsstoff schließlich auch nach der Richtung, daß wir Dinge nennen lassen, die wir nur hören, fühlen oder riechen können, so etwa als Rätselspiel: Was ist in der Stube (auf der Straße, im Garten, im Stalle usw.), das man nicht sehen oder anfassen kann? Da ließen sich denn Dinge nennen wie: die Luft, der Blumenduft, der Schlag (der Uhr), der Ton (der Glocke), das Geräusch, der Lärm, die Stille, die Wärme usw.

Hilfe bei der Schularbeit
Deutsch

Damit hätten wir nun schon den Uebergang zu den Hauptwörtern gefunden, die nicht sinnlich wahrnehmbare Dinge, sondern nur in unsern Gedanken bestehende Begriffe bezeichnen, wie Liebe, Freude, Aerger, Gewalt usw. Die Sprachlehre nennt sie begriffliche (abstrakte) Hauptwörter. Es liegt auf der Hand, daß gerade sie es sind, die von den Kindern am schwersten als Hauptwörter erkannt und demgemäß am meisten zur Unsicherheit in Bezug auf Groß- oder Kleinschreibung Anlaß geben. Sie stehen nach ihrem seelischen Ursprung in engstem Zusammenhang mit zwei anderen Wortarten, die auch Gedankliches oder Begriffliches bezeichnen, das sind die Eigenschafts- und die Zeit(Tätigkeits)-wörter. Das Kind wird daher die begrifflichen Hauptwörter nur dann mit Sicherheit erkennen lernen, wenn es Eigenschafts- und Zeitwörter richtig erkennt. Auch dazu kann das Elternhaus mithelfen. Doch können wir auf die zu diesem Zweck notwendigen Uebungen hier nicht des Näheren eingehen. Wir wollen aber doch, weil sie so eng mit der hier behandelten Aufgabe zusammenhängen, einige kurze Hinweise dafür geben: Was zunächst Art, Form und Veranlassung dieser Uebungen betrifft, so gilt für sie dasselbe wie für die der Hauptwörter; ja sogar in bezug auf die Abstufung von der sinnlichen Wahrnehmung zum reinen Begriff kann man sie dem Hauptwort angleichen. Denn wenn sie auch Eigenschaften und Tätigkeiten, also etwas Gedachtes, bezeichnen, so gibt es da

Aufnahme: Heinrich Richter

Diese beiden drückt die Sorge „groß oder klein" noch nicht!

doch Unterschiede. Eigenschaftswörter wie: scharf, weich, süß, dunkel usw. haben immerhin noch eine gewisse sinnliche Grundlage, während bei andern wie: treu, klug, schön, herzlich usw. davon nichts mehr zu spüren ist. So können wir auch bei den Zeitwörtern diese beiden Arten unterscheiden, solche, die sinnlich wahrnehmbare Tätigkeiten wie: schreiben, gehen, tragen, sprechen bezeichnen und andere, die rein geistige „Tätigkeiten" ausdrücken wie: denken, fühlen, hoffen, dulden usw. In den ersten Schuljahren wird man natürlich auch bei diesen Wortarten zuerst und vor allem die mit anschaulichem Inhalt aussuchen und üben lassen. Um nur einige Beispiele zu geben: Fritz geht recht nachlässig mit seinen Sachen um. Wie sieht sein Lesebuch aus? (Fleckig, klecksig, schmutzig, zerrissen, verbogen, zerlesen, unsauber, liederlich usw.). Und wie ist sein Messer? (Rostig, schmutzig, stumpf, schartig, schmierig usw.). Nun seht euch einmal seine Schrift an! Wie ist sie? (Schief, krumm, dick, dünn, eckig, undeutlich, verwischt, steif usw.). Jeder Gegenstand drinnen oder draußen kann so Anlaß zur Uebung mit Eigenschaftswörtern werden; besonders eignen sich dazu solche, die für das Kind neu sind (neuer Anzug, Spielzeug, Einkäufe aller Art). Selbstverständlich wird man es vermeiden, die frische, lebhafte Anteilnahme des Kindes an solchen Dingen durch sofortige lehrhafte Unterweisung zu töten. — Die Uebung im Aufsuchen und Erkennen von Zeitwörtern mag im Anschluß von Fragen oder Aufgaben erfolgen wie: Was gibt es bloß bei der großen Wäsche (beim großen Reinemachen, bei der Ernte, im Stalle usw.) alles zu tun? Was macht ihr denn eigentlich auf euren Heimabenden (in der Turnstunde, in der Pause, auf der Wanderung usw.)? Was tut man beim Aufstehen (Zubettgehen, Essen, Schlachten usw.)? Was der Autofahrer (der Radfahrer, der Kutscher, der Omnibusschaffner, der Tischler, der Schneider) alles zu tun hat usw. Viel Freude macht es den Kindern gewöhnlich auch, Tätigkeitswörter verwandten Inhalts aufzusuchen, z. B. solche, die eine Fortbewegung ausdrücken (gehen, laufen, rennen, eilen, jagen, traben, springen, hüpfen, hopsen, kriechen, schleichen, rutschen, gleiten usw.) oder die eine Tätigkeit des Mundes bezeichnen (essen, beißen, kauen, spucken, pusten, pruschen, pfeifen, brummen, sprechen, schreien, brüllen, flüstern, murmeln, seufzen, stöhnen, jammern usw.). Auch hierbei sind ja die Uebungsmöglichkeiten unbegrenzt. Natürlich müssen die Kinder immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die so gefundenen Eigenschafts- und Zeitwörter klein geschrieben werden. Am sichersten lernen sie das, wenn sie die Wörter, soweit sie nicht zu schwierig sind, gleich aufschreiben.

Erst wenn das Kind diese beiden Wortarten kennen gelernt hat, wird man ihm die begrifflichen Hauptwörter nahebringen können. Das wird im allgemeinen nicht vor dem vierten Schuljahr möglich sein. Aus diesem Grunde ist es auch schwerer, lebensnahe Uebungen, wie sie sich aus natürlichem Anlaß ergeben, mit ihnen anzustellen. Die folgenden Beispiele, die nur das sprachliche Ergebnis solcher Gelegenheiten enthalten, sollen einige Hinweise dafür geben: Den alten Mann drückt die Sorge, der Gram, der Kummer, die Not, das Elend, das Unglück, das Leid, die Trauer usw. Karl macht sich bei allen Kameraden unbeliebt durch seine Nachlässigkeit, Liederlichkeit, Faulheit, Bummelei, Dummheit, Albernheit, Falschheit, Frechheit, Rücksichtslosigkeit, Gemeinheit, Stolz, Hochmut, Kriecherei, Angeberei usw. Irmchen weint vor Angst, Furcht, Schmerz, Schreck, Grauen, Müdigkeit, Mitleid, Freude usw. Wir bewundern den Mut, die Kraft, die Ausdauer, die Gewandtheit, Geschicklichkeit, Sicherheit, Schnelligkeit usw. des Turners. — Es kommt nun bei diesen Uebungen nicht darauf an, alle begrifflichen Hauptwörter zu erfassen — das wäre ja auch gar nicht möglich — oder auch nur die gebräuchlichsten; sie haben, wenigstens in der Grundschule, ihren Zweck erreicht, wenn das Kind gefühls- oder verstandesmäßig erfaßt, daß auch diese Wörter Hauptwörter sind, die groß geschrieben werden. Man kann und wird sie vielfach aus und mit den zugehörigen Eigenschaftswörtern bilden lassen. So können die Kinder die Frage „Warum ist Karl so unbeliebt?" auch oder zum Teil mit Eigenschaftswörtern (weil er faul, frech, falsch usw. ist) beantworten und diese dann in begriffliche Hauptwörter umwandeln. Dazu dienen, wie auch aus unsern Beispielen ersichtlich ist, in erster Linie die Ableitungssilben „heit" und „keit". Auch die Silben „schaft" (Herrschaft, Landschaft), „tum" (Reichtum, Irrtum), „mut" (Hochmut, Demut, Großmut); doch kommen diese mehr für die Oberstufe in Frage. Bei Wörtern mit solchen Endungen gibt es in Bezug auf die Schreibung kein Ueberlegen: sie werden als Hauptwörter stets groß geschrieben. Das gilt auch für die folgenden Ableitungssilben, durch die begriffliche oder auch gegenständliche Hauptwörter aus Eigenschafts-, Zeit- oder auch anderen Hauptwörtern gebildet werden: „ung" (Wendung, Deckung, Sprengung usw.), „ling" (Jüngling, Weichling, Schwächling), „lein" (Kindlein, Bächlein), „chen" (Bäumchen, Häuschen) mundartlich auch „el" (Häusel), „ei" (Bummelei, Spielerei, Bäckerei, Konditorei). Alle diese Endungen muß das Kind als sichere Kennzeichen für Hauptwörter und damit Großschreibung durch ausreichende Uebung kennenlernen. Die sehr häufige Endung „e", durch die Hauptwörter aus Eigenschaftswörtern (treu — Treue, lang — Länge, hoch — Höhe) oder Zeitwörtern (spenden — Spende, wenden — Wende, lieben — Liebe) abgeleitet werden, ist kein sicheres Hauptwortkennzeichen, da auch andere Wörter darauf endigen können (rede, denke, meine usw.), ebensowenig die Endung „er" (helfen — Helfer, sprechen — Sprecher, lesen — Leser usw., aber auch: reicher, schöner usw.).

Nun kann aber jedes Wort der deutschen Sprache auch ohne besondere Ableitungssilbe oder sonstige Veränderung zum Hauptwort erhoben und damit groß geschrieben werden. Aber da es im Einzelfalle oft sehr zweifelhaft ist, ob wirklich eine solche „Rangerhöhung" eines Wortes vorliegt, so bewegt sich hier die Rechtschreibung auf besonders schwierigem und unsicherem Boden. Am einfachsten liegt der Fall noch dann, wenn das Geschlechtswort (Fürwort) davorsteht oder sinngemäß davorgesetzt werden kann wie bei den folgenden Wörtern: der Reiche, die Kleine, das Hohe, mein Schönstes, unser Liebstes, Trauriges und Heiteres, Große und Kleine, — das Rennen und Jagen, beim Essen und zum Trinken, durch Betteln und Singen, mit Bücken und Dienern, solch ein Getue und Gehabe, ein Gelaufe und Gejohle, wir haben Rechnen und Schreiben, — das Mein und Dein, die Unsern, die Seinigen, das liebe Ich, — das Für und Wider, kein Aber, antworte mit Ja oder Nein usw. — Man wird schon bei diesen wenigen, aber nicht ungewöhnlichen Beispielen zugeben müssen, daß die Entscheidung, ob Hauptwort oder nicht oft recht schwer fällt. Bei manchen Ausdrücken wie „wir wollen heute rechnen und schreiben" und „wir haben heut Rechnen und Schreiben" kann man eigentlich nur gefühlsmäßig entscheiden. Und das Gefühl entscheidet oft trotz Geschlechtswort (Fürwort, Verhältniswort usw.), auch in der amtlichen Rechtschreibung gegen die Großschreibung, so bei Eigenschafts-

Beim Spiel

Aufnahme:
Dr. Croy (Mauritius)

wörtern wie: am besten, im ganzen, im allgemeinen, aufs neue, von neuem, vor kurzem, ohne weiteres, zum letzten, jeder beliebige, der erste beste, alles mögliche, durch dick und dünn, für alt und jung, bei arm und reich, mit groß und klein usw. und bei Für- und Zahlwörtern wie: ein jeder, ein jeglicher, die einen und die andern, das (alles) andere, die übrigen usw. Es handelt sich dabei meist um feststehende, vielgebrauchte Verbindungen und Redensarten, die man sich einfach nach den amtlichen Regeln merken muß. In der Grundschule spielen sie freilich noch keine große Rolle. Dagegen sind schon hier zwei Fälle, die in dieses Kapitel gehören, tüchtig zu üben, nämlich: 1. die Großschreibung der Eigenschaftswörter nach „etwas" (etwas Neues), „viel" (viel Schönes), „nichts" (nichts Gutes, nichts Schlimmes), „wenig" (wenig Gescheutes), „alles" (alles Gute), ebenso nach: manches, mancherlei, lauter. — 2. die Großschreibung von Zeitwörtern nach Verhältniswörtern, z. B.: Vater ist beim Graben, Mähen, Bauen, Gießen usw. Werner kommt eben vom Turnen, vom Einsammeln, vom Austragen usw. Er braucht das Papier zum Schreiben, zum Zeichnen, zum Einwickeln usw. Er sagte es im Gehen, im Vorbeifahren, im Eintreten usw.

Nun gibt es aber auch noch richtige *Hauptwörter, die unter Umständen klein geschrieben werden*, nämlich in bestimmten Ausdrücken wie: es tut not, er ist (hat) schuld (dagegen: es ist seine Schuld), mir ist angst (dagegen: ich habe Angst), das ist schade u. a. Weil an ihrer Stelle gewöhnlich Eigenschaftswörter stehen (vergleiche: es tut weh, er ist böse, mir ist wohl usw.), so werden diese Hauptwörter auch wie Eigenschaftswörter geschrieben. Andere Hauptwörter haben das gleiche Schicksal erfahren, weil sie aus Zusammensetzungen mit Zeitwörtern kommen, z. B.: er hält haus (haushalten), gibt acht (achtgeben), es findet statt (stattfinden), wir nehmen teil (teilnehmen) u. a. Auch die muß man sich einfach merken.

Wir haben hier nur die wichtigsten Kapitel der Großschreibung behandeln können und auch die nur so weit, als sie für die *Grundschule* Bedeutung haben. Wir haben ohnehin gesehen, wie schwierig dieses Stoffgebiet ist und können uns wohl denken, daß es in der Schule zu manchem Seufzer und manchem Tränlein Anlaß gibt. Freilich wird jeder verständige Lehrer hier soweit wie möglich Nachsicht walten lassen, besonders in der Grundschule. Dazu ermuntert ihn schließlich die amtliche Rechtschreibregel selbst, wenn sie in anbetracht der oft sehr schweren Entscheidung vorschreibt: „In zweifelhaften Fällen schreibe man mit *kleinem* Anfangsbuchstaben!"

Das Schulentlassungszeugnis

Vor ein paar Wochen kam zu mir der Vater eines ehemaligen Schülers und bat um eine Abschrift vom Schulentlassungszeugnis seines Sohnes. Neben vielen anderen Urkunden mußte dieser seiner Meldung zur Meisterprüfung nämlich auch das letzte Schulzeugnis beifügen.

Es kommt öfter vor, daß ein Lehrer um eine zweite Ausfertigung eines Schulabgangszeugnisses gebeten wird. Gewöhnlich ist das Original, wenn es mal gebraucht wird, nicht zu finden oder es ist unansehnlich geworden. Das alles war jedoch hier nicht der Fall, im Gegenteil, der Vater brachte das Original mit, blütenweiß, unberührt, „wie neu".

Er wollte auch, wie er mir nach und nach zögernd zu verstehen gab, gar keine „Abschrift", gar kein „Doppel; was er von mir wollte, das war, kurz herausgesagt, ein neues, *besseres* Zeugnis. „Denn", so erklärte er mir, allmählich mutiger werdend, „so ein miserables Zeugnis kann doch unser Ewald nicht einreichen. Was sollen denn die auf der Handwerkskammer von ihm denken! So ein Zeugnis, wie Sie ihm damals gegeben haben, ist doch keine Empfehlung! Mit so einem Zeugnis fällt der Junge glatt durch die Prüfung. Wollen Sie die Verantwortung übernehmen?! Wollen Sie ihm den Weg in die Zukunft verbauen?!"

Ich brauchte gar keinen Blick in das fragliche Zeugnis zu werfen, mit dem mir der sich immer aufgeregter gebärdende Vater vor der Nase herumfuchtelte, wobei er bemüht war, mich eindringlichst auf die Noten für „Betragen" und „Fleiß" aufmerksam zu machen. Ich hatte Ewald St. noch nicht vergessen, obwohl dieser schon vierzehn Jahre aus der Schule war, und ich wußte, daß auf dem Zeugnis hinter dem Wort Betragen die Bemerkung „War oft zu tadeln" und hinter dem Wort Fleiß das Urteil „Mangelhaft" stand. Gewohnt, mit Eltern umzugehen, die ihr „heiliges Recht" gegenüber der Schule glaubten verteidigen und ihr Kind vor den schlimmen Folgen des ihm zugefügten „Unrechts" glaubten bewahren zu müssen, ließ ich dem Entrüstungssturm des Vaters zunächst ruhig seinen Lauf. Ich vermied es, ihn darauf hinzuweisen, daß er mich zu einer Urkundenfälschung veranlassen wollte und daß sein Auftreten von einem Strafrichter vielleicht Nötigung genannt werden könnte.

„Sie haben recht", sagte ich vielmehr zu Herrn St., „so" ein Zeugnis ist keine Empfehlung."

„Also muß es geändert werden!" fiel er mir ins Wort.

„Dazu ist es zu spät, Herr St., fünfzehn Jahre zu spät!"

„Wieso fünfzehn Jahre? Ewald ist doch erst knapp vierzehneinhalb Jahre aus der Schule! Vor fünfzehn Jahren war doch sein Abgangszeugnis noch gar nicht geschrieben, da hatte Ewald ja noch über ein halbes Jahr zur Schule zu gehen!"

„Eben deshalb, Herr St.! Wenn Sie vor fünfzehn Jahren mal den Weg zu mir gefunden hätten — wie ich mich besinne, wäre wohl nach Ewalds Herbstzensur Ursache dazu vorhanden gewesen! — dann brauchten Sie sich höchstwahrscheinlich heute nicht solche Sorgen zu machen. Ganz gewiß hätten Sie dann die Bemühungen der Schule, ihren Jungen zu einem gesitteten Betragen und zu größerem Fleiß anzuhalten, unterstützt. Er war ja nicht unbegabt, Ihr Ewald, und im Grunde seines Herzens kein schlechter Kerl. Als ich Ihnen kurz nach Weihnachten einen warnenden Brief schrieb, da haben Sie sich über mich und die Schule, die ‚beide keine Ahnung haben, wie es wirklich in der Welt zugeht', lustig gemacht und behauptet: ‚Ewalds Lehrmeister legt auf Schulzeugnisse gar keinen Wert'."

„Das tut er auch heute noch nicht!" entgegnete Vater St., dem die Unterhaltung offensichtlich von Minute zu Minute peinlicher wurde, und der nun in Ewalds Lehrmeister einen willkommenen Bundesgenossen oder Mitschuldigen sah. „Meister P. sagt immer: ‚Die Lehre und das Leben zeigen erst, was in einem Jungen wirklich drinsteckt; aus solchen braven Jungs, die bloß lauter Einsen im Zeugnis haben, ist noch nicht oft etwas Gescheites geworden; mancher Junge aber, der in der Schule nur schwer mitkam, hat es im Handwerk und im Leben zu Großem gebracht'. Und das war bisher auch meine Meinung, und deshalb meine ich, die Schule *darf* einfach einem jungen Menschen durch ein schlechtes Zeugnis keine Hemmnisse in den Weg legen." —

Die Unterredung mit Herrn St. hatte keinen erfreulichen Ausklang. Ich mußte schließlich doch von Urkundenfälschung und Aehnlichem sprechen, und Vater St. schied mißgelaunt von mir und *ohne* ein besseres Schulabgangszeugnis für seinen Ewald.

Daß dieser nun trotz des ihm von der Schule bescheinigten wenig guten Betragens und mangelnden Fleißes seine Meisterprüfung bestand, feierte Vater St. wie einen Sieg über die Schule, von der er nun noch lauter ausposaunt, daß sie „keine Ahnung hat, wie es in der Welt wirklich zugeht".

*

Hoffentlich glauben es ihm nicht allzu viele. Daß seiner Meinung da und dort zugestimmt wird, das ist gewiß. Alle die Eltern, die da meinen, ihrem Kinde sei durch schlechte Noten in einem oder gar im Schulentlassungszeugnis unrecht getan, die werden auf Ewald St., auf Karlchen N. oder gar auf diesen oder jenen unserer großen Männer im Staats- oder Geistesleben hinweisen und sagen: „Seht, das wurden sie, das erreichten sie, *obwohl* die Schule gar nicht mit ihnen zufrieden war und ihnen schlechte Zensuren gab!" Und die Herren Jungen, die in der Schularbeit und in der geistigen Anstrengung überhaupt ein Haar gefun-

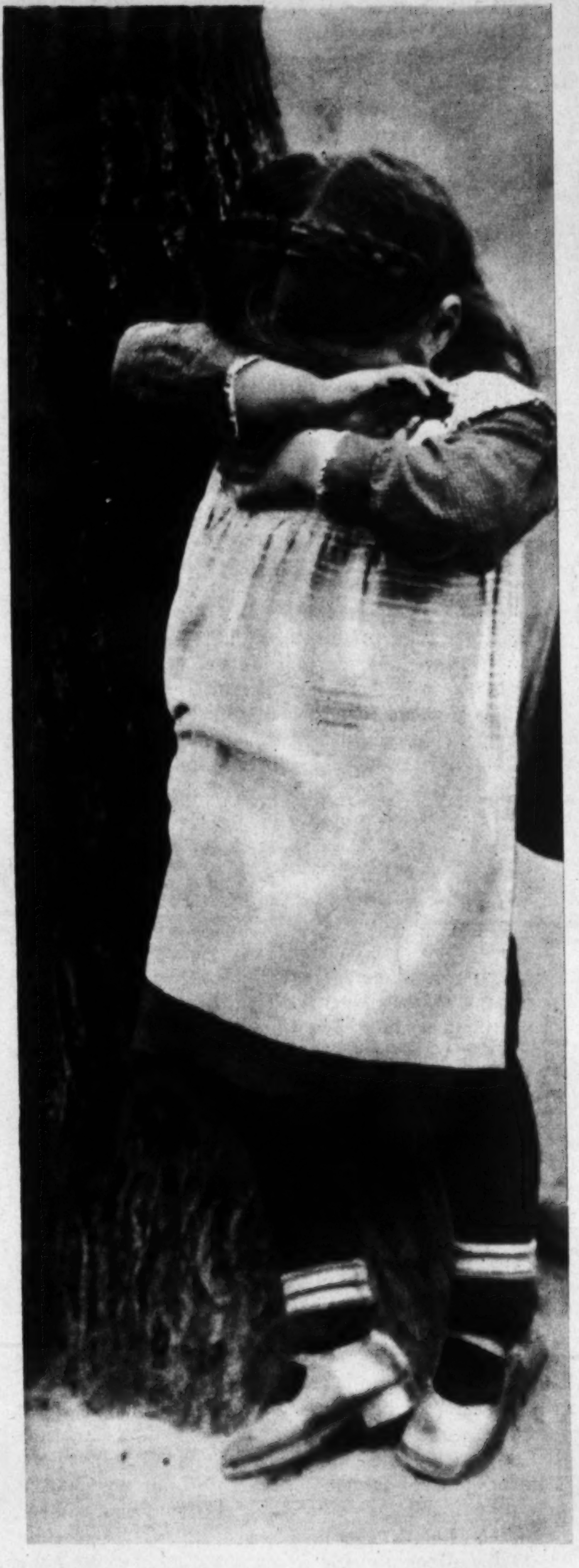
den haben, die werden hoffnungsfroh folgern: „Weil Ewald St. und Karlchen N. oder der Staatsmann X. oder der Dichter R. notorisch schlechte Schüler waren und schlechte Zeugnisse heimbrachten, deshalb gelangten sie zum Erfolg oder gar zu Ruhm und Ansehen." Und — ihren Fleiß darauf abstimmen.

Zwei Fragen werden hier berührt. Die eine lautet: Welchen Sinn hat ein Schulzeugnis? und die andere: Lassen Schulleistungen Schlüsse auf die spätere Entwicklung des jungen Menschen zu?

Schulzeugnisse! Die Meinung mancher Eltern deckt sich mit der des an sich selbst unkritischen Schülers, der das Zeugnis als den Ausfluß einer Laune des Lehrers betrachtet. Sie meinen, der Lehrer habe es in der Hand, bessere Noten zu erteilen, als sie der Schüler verdient, und könne hiervon in besonderen Fällen, in denen es auf ein gutes Zeugnis „ankommt", Gebrauch machen. Jene Eltern wissen nicht, daß nirgendwo der von jedem Lehrer zu fordernde Willen, gerecht zu sein, so sichtbar in die Erscheinung tritt, wie bei der Erteilung von Zeugnissen; sie wissen nichts von der Last der Verantwortung, die in dem Muß liegt, einen Menschen, und sei es auch „nur ein Kind", zu beurteilen. Die Aufgabe des Lehrers kommt hier der Verantwortung des Richters nahe. Denn die Zeugnisse sollen dem Kinde und seinen Eltern ein ungefärbtes Bild von dessen körperlichem, charakterlichem und geistigem Streben und seinen Leistungen in den einzelnen Fächern geben und darüber hinaus einer weiterführenden Schule oder einer Lehrstelle Anhaltspunkte für Leistungsforderungen, notwendige Erziehungshilfen usw. bieten. Darum wird das Zeugnis nicht „aus dem Handgelenk" erteilt, sondern es ist das Ergebnis sorgfältiger Beobachtungen und abwägender Beurteilungen, bei denen dann und wann sogar einmal das Experiment in Gestalt von besonders ausgeklügelten Prüfungsaufgaben (sog. Tests) zur Hilfe herangezogen wird. Dabei soll von dem Lehrer neben diesem sachlichen Sinn des Zeugnisses nie sein erzieherisches Ziel — zu ermuntern, zu warnen, zu belohnen oder zu tadeln — vergessen werden.

So sollten alle Eltern das Zeugnis sehen und auch — alle Lehrherren!

Zugestanden, die letzteren kamen nicht ohne Grund dazu, nicht viel auf Schulzeugnisse zu geben. Sie bemerkten nur zu oft, daß der Junge mit dem tadellosesten Zeugnis versagte, wenn er vor die kleinste, selbständig zu lösende, praktische Aufgabe gestellt wurde, während der „Dumme", d. h. der mit dem weniger guten, ja geradezu schlechten Zeugnis, sich zu helfen wußte und ihrer spielend Herr wurde. Das lag aber nun nicht daran, daß der Lehrer falsche Zeugnisse erteilt hatte, sondern das lag daran, daß es einmal eine Schule gab, die einseitig auf die Erzielung von „Leistungen", oder, wie es hieß, von „Kenntnissen und Fertigkeiten" eingestellt war. In ihr hatte der berüchtigte „Musterschüler" einen Ehrenplatz. Und der versagte für gewöhnlich im Arbeitsleben, und seine Fehlleistungen im praktischen Beruf, wo es hieß, das Kräftespiel von Körper, Geist und Charakter selbständig zu steuern, brachten die „gute Zensur" bei den Handwerksmeistern in Mißkredit. Und nicht nur die gute Zensur, sondern das Schulzeugnis schlechthin. Die



Versetzung fraglich – Nun schämt sie sich!

Aufnahme: Schultz-Mauritius

Tatsache, daß manchmal Schüler mit schlechten Zeugnissen im handwerklichen Können — und nicht nur in der bloßen „Hand"arbeit, sondern auch im denkenden Gestalten — zu hohen Leistungen aufliefen, schien den Handwerksmeistern recht zu geben.

Aber sie hatten durchaus nicht immer recht. Der gute Schüler, der von dem „Musterschüler", jenem Zerrbild eines verkehrten Bildungsideals, unterschieden werden muß, hat zu allen Zeiten auch im Leben seinen Mann gestanden und tausendfach das Urteil der Schule über ihn bestätigt, ebenso wie der notorische Taugenichts, der aus schlechter Erbanlage faul oder aufsässig war und sich nicht in die Gemeinschaft fügen wollte. Männer, die trotz schlechter Schulleistungen zur Größe emporwuchsen, sind die berühmten Ausnahmen, die die Regel erhärten, und sollten von törichten Eltern nicht als Hoffnungsanker und von dem faulen Schüler nicht als Vorbild gewertet werden.

Gewiß, Schulzeugnisse sind keine sicheren Unterlagen für Prognosen; auch die heutigen nicht, in denen doch der Beurteilung der körperlichen, charakterlichen und geistigen Gesamtentwicklung genügend Raum gewährt wird, und die deshalb viel erschöpfender als die früherer Jahrzehnte sind. Das, was Meister P. von der Erziehung durch die Lehre und das Leben sagt, stimmt schon. Aber bei der Einstellung der heutigen Schule zum Leben, bei ihrer Lebensnähe, die zwar Herr St. ärgerlich abstreitet, die aber doch vorhanden ist, bedeuten Schulzeugnisse mehr als eine bloße Aufzählung erreichter Leistungen. Wer sie recht zu lesen versteht, der vermag aus ihnen wertvolle Schlußfolgerungen zu ziehen, und dem bieten sie wesentliche Anhaltspunkte für die Beurteilung eines Menschen. Deshalb verlangt auch heute noch, ja heutzutage viel ernstlicher als früher, fast jede Stelle, die einen jungen Menschen in die Lehre oder in den Dienst nimmt, die Fabrik, die Behörde, die Wehrmacht — sie alle verlangen das Schulentlassungszeugnis. Daran sollten die Schüler und auch — die Eltern denken, besonders im letzten Schuljahr. Nachher nämlich könnte es zu spät sein. Denn nicht immer findet eine wichtige Lebensfrage trotz eines schlechten Schulzeugnisses eine so befriedigende Lösung wie bei Ewald St. Oft spielt das Schulzeugnis die Rolle eines Schlüssels zum erwünschten Beruf und zum Lebenserfolg. Daß im heutigen Staate neben aller Würdigung der körperlichen Ertüchtigung die gute Schulleistung hoch im Kurs steht — so hoch wie nie zuvor! —, und daß der volle Einsatz aller Kräfte gefordert wird, davon zeugt eine Zeitungsnotiz, die mir just beim Niederschreiben dieser Zeilen vor die Augen kam, und die gewissermaßen einen amtlichen Stempel unter meine Ausführungen setzt:

Schüler vom Minister ausgezeichnet. Eine besondere Auszeichnung wurde dem Schüler Willi M. aus Neu-Bentschen, der in Schwiebus die Oberschule besucht, zuteil. Für seine Leistungen in der Schule wurde er zum Weihnachtsfest durch den Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung durch Ueberreichung einer besonderen Leistungsprämie ausgezeichnet. Johannes Otto

Sollen Mädel basteln?

Von Anna Herde

Dem Bub die Bauklötze, der Handwerkskasten, die Elektrisiermaschine — in die Hände der kleineren und größeren Mädchen gehört die Nadel. So entspricht es althergebrachter Sitte, und wir betonen doch heute wieder die Weiblichkeit. Wir wollen tüchtige Hausfrauen und Mütter heranbilden. Die müssen sich aufs Stricken und Stopfen, aufs Nähen und Flicken verstehn . . .

Aber diese vorzüglichen Hausfrauen brauchen doch auch ein kerngesundes Augenpaar, das unbebrillt mit raschem Blick jede kleine Unordnung und jedes Staubkörnlein erspäht? Beim Arbeiten mit der Strick-, Näh- und Häkelnadel muß sich die Linse des Sehorgans dauernd auf die Nähe einstellen. Das bedeutet für sie eine recht erhebliche Anstrengung, die das zarte Auge kleinerer Kinder auf längere Zeit nicht gut verträgt. Sehr leicht wird bei ihnen durch überflüssige Naharbeit der Grund zu lebenslänglicher Kurzsichtigkeit gelegt. Drum sollte man die kleinen Mädel bis zu sechs Jahren überhaupt noch keine Nadelarbeiten lehren. Nur einen Knopf dürfen sie hie und da annähen. In den folgenden Jahren genügt vollkommen die Ausbildung, die sie im Handarbeitsunterricht in der Schule erhalten. Sie müssen ja dann beim Lesen und Schreiben schon ohnehin so oft und lang auf eine nahe Fläche schauen; deshalb darf man sie zu Hause in freien Stunden niemals mit Nadelarbeiten beschäftigen. Feine Stickereien mögen sie später erlernen. Wenn ein Familienfest naht, können sie hübsche kleine Geschenke für die Eltern, für Großmuttel, Onkel und Tante auch durch Kleben, Zusammenbasteln und Anstreichen kleiner Gegenstände herstellen. Das strengt das Auge nicht so sehr an, weil es kein strammes, ständiges Hinblicken mit Unterscheiden von Kleinigkeiten erfordert.

Ist es unweiblich, wenn die Hausfrau rasch selbst eine neue Sicherung einschaltet, statt verzweifelt auf die Heimkehr ihres Gemahls zu warten, weil das elektrische Licht unbegreiflicherweise nicht brennen will? Wenn sie sofort mit kundigem Blick erspäht: ah, da an der Leiter ist etwas gelockert; es gibt ein Unglück, wenn ich hinaufsteige. Also Hammer und Nägel her und den Schaden zuvor ausgebessert! Das ist doch besser als der Behelf mit dem zusammenbindenden Strick, der dann reißt, wenn man gerade auf oberster Sprosse steht! Wie viele Unfälle im Haushalt sind schon dadurch entstanden, daß die Hausfrau einen Schaden an ihrem Gerät, am Gasherd, an der elektrischen Leitung nicht beachtet, oder nicht weiß, wie sie ihn ausbessert, nicht zu beurteilen versteht, ob sie das überhaupt selber machen kann und in welchen Fällen sie den Handwerksmann, den Techniker in Anspruch nehmen muß!

Dieser praktische Blick, der solche Fehler sogleich entdeckt und ihre Bedeutung richtig abschätzt, muß von früher Jugend auf geübt werden. Schon am Sand-

haufen und an den Bauklötzchen finden die Kleinen heraus, wie man etwas aufschichtet und aufeinanderstellt, damit es nicht sofort wieder zusammenstürzt. Ein Baukasten ist für Mädel von drei bis sechs Jahren ein viel wertvolleres Geschenk als die unnützen Schächtelchen mit Stoffen, durch die bunte Fäden durchgezogen werden sollen. Die kleinen Mädel bauen genau so gern wie die Buben. Auch das Kneten ist zu empfehlen. Allmählich mögen sie dann lernen, sich Möbel für die Puppenstube selbst zusammenzubasteln. Dadurch wird ihre praktische Geschicklichkeit viel besser geübt als wenn sie Puppenkleider nähen, und die Fingerchen gewinnen auch an Kraft. Den Kleinen wird man nicht gleich Nägel, Hammer und Säge in die Hand geben, sondern ihnen zunächst beibringen, zu kleben, zu leimen, etwas so herzurichten, daß es wirklich geradesteht. Wenn der Blick soweit geübt ist, daß dem Kind etwas schief Sitzendes oder Hängendes, etwas unrichtig Angebrachtes sofort auffällt, ist schon viel gewonnen, noch mehr, wenn es das nicht sehen mag und sofort weiß, wie das eigentlich sein müßte. Allmählich macht man die Mädel genau so wie die Buben mit den Geheimnissen des häuslichen Handwerkskastens vertraut. Ganz sicher haben sie große Freude daran, sich nach und nach immer schönere Spielsachen handwerksmäßig selber anzufertigen. Es bewahrt sie vor Minderwertigkeitsgefühlen, wenn sie genau wie die Buben zu kleinen Hilfeleistungen bei häuslichen Basteleien herangeholt werden, statt daß es heißt: „Das sind nur Arbeiten für Jungens." Es ist durchaus keine Zerstörung holden weiblichen Zaubers, wenn Mädchen lernen, eine Handsäge geschickt zu führen und genau zu beurteilen: soweit ist das Holz morsch — das muß weg! Auch wenn sie ebenso gut wie ihre gescheiten Brüder wissen, warum heute die Klingel nicht läutet, und was man da tun muß, kann das ihre spätere hausfrauliche Tüchtigkeit nur fördern.

„Selbst ist der Mann!" Aufnahme: W. Bauer

Der praktische Blick und das Verständnis für handwerksmäßige und technische Arbeiten wird niemals dadurch entwickelt, daß man nur zeigt und erklärt. Kinderhändchen, auch weibliche, müssen schon frühzeitig mit allerlei Bastelgerät umgehn lernen, und das Köpfchen hat dabei selbständig über das Wie und Warum nachzudenken. Nur durch Selbstausproben, durch Fehler und glückliches Gelingen prägen sich die richtigen Handgriffe und das Wissen um die Gesetzmäßigkeiten praktischer Arbeit gründlich ein, und nur durch Ueben wird gute Geschicklichkeit erworben.

In der „guten alten Zeit" mochte das hilflose Frauchen sehr rührend und reizvoll wirken. Heute, wo die Wohnungseinrichtung eine ganz andere ist, wo Gas und Elektrizität so ausgiebig benutzt wird, ist eine in handwerksmäßigen und technischen Dingen völlig unkundige Frau geradezu allgemeingefährlich. Daß ist bei der häuslichen Mädchenerziehung sehr wohl zu berücksichtigen. Auch weiß man heute, daß sich beim weiblichen Geschlecht nicht selten sehr gute Begabungen für manche Zweige des Handwerks finden. Aus der kindlichen Liebe zum Basteln vermag sich auch beim Mädel die Liebe zu einem nützlichen Beruf zu entwickeln, in dem es etwas Tüchtiges leisten und einen befriedigenden Lebensinhalt finden kann, falls es sich aus irgendeinem Grunde nicht verheiratet.

Eine Stunde Großdeutschland

Von Karl Lütge

Mit 583 000 Geviertkilometern Bodenraum und fast 80 Millionen Einwohnern behauptet Deutschland in Europa jetzt die erste Stelle, sofern wir Sowjet-Rußlands europäischen Anteil Asien mit zuzählen. An Flächenraum übertrafen bisher Frankreich mit 550 000 und Spanien mit 500 000 Quadratkilometern (ohne Kolonialbesitz in anderen Erdteilen) das Deutsche Reich. Die Einwohnerzahlen der drei übrigen Großmächte Europas waren dagegen immer bedeutend niedriger als die Deutschlands und sind jetzt — in England, wie Italien und Frankreich — nur wenig mehr als halb so hoch wie die unseres 80-Millionen-Volkes.

Heiligenblut und der Großglockner Aufnahme: Hans Retzlaff

*

An Deutschland grenzen die meisten Nachbarn, die irgend ein Land der Welt zu ertragen hat, und zwar vierzehn: Holland, Belgien, Luxemburg, Frankreich, Schweiz, Liechtenstein, Italien, Jugoslawien, Ungarn, Tschecho-Slowakei, Polen, Litauen und Dänemark.

*

Großdeutschlands höchster Punkt erhebt sich 3798 Meter hoch mit dem Großglockner. Der niedrigste Punkt des Reiches liegt mit Bützfleth bei Stade zwei Meter tiefer als der Meeresspiegel der beiden Meere, die Deutschlands ausgedehnte Küsten bespülen.

*

Der längste Strom Deutschlands ist die Donau, die im Schwarzwald entspringt und bei Engerau, 100 Kilometer hinter Wien, das Gebiet Großdeutschlands verläßt. Bisher war die Oder, nicht etwa der Rhein, der längste deutsche Strom. Der Rhein hat — ebenso wie die Elbe — am Wachstum Deutschlands Anteil, ja Elbe- und Oder-Quellen liegen jetzt auf deutschem Gebiet. Die rund 1100 Kilometer Länge der Donau erreichen weder Oder noch Elbe, auch nicht der Rhein, selbst wenn wir den Bodensee, den der Rhein durchfließt, in seiner gesamten Ausdehnung mitrechnen würden.

*

Der Wald, die gute Lunge unseres Landes und volkswirtschaftlich bedeutsamster Besitz, ist von 12,6 auf 16,7 Millionen Hektar angewachsen. 100000 Hektar Wald, der größte zusammenhängende Forst Mitteleuropas, erstreckt sich in Masuren, dem Land der 1000 Seen, mit der „Johannisburger Heide"; im Böhmerwald dagegen liegen die größten Urwaldgebiete Mitteleuropas.

*

Die gewaltige Alpennatur findet den stärksten Ausdruck in den Gletschern. Bisher zählte Deutschland in Oberbayerns Bergen nur drei, jetzt dagegen in Großdeutschland fast 300 Gletscher, denn die Oetztaler Alpen sind mehr als zur Hälfte vereist.

*

Kennzeichnend für den engen deutschen Raum ist Ballung der Bevölkerung in Städten; 69 v. H. wohnen in der Stadt, nur 31 v. H. auf dem Lande. Ueberraschen wird daher kaum

Hilfe bei der Schularbeit

Geographie

die hohe Zahl der Großstädte: Drei Weltstädte (mit 4½ Millionen Einwohnern Berlin, 2,1 Millionen Wien und 1¾ Millionen Hamburg) und 60 Großstädte mit über 100 000 Einwohnern.

•

Außer der Deutschen Reichsbahn, die mit 900 000 Beschäftigten (und 65 000 Kilometer Gleislänge ihrer Strecken) als „größter Verkehrsbetrieb der Erde" in Erscheinung tritt, bestehen in Deutschland eine erstaunlich große Anzahl leistungsfähiger Privateisenbahnen, Kleinbahnen, Ueberlandstraßenbahnen, Bergbahnen, Inselbahnen usw., insgesamt in Großdeutschland 630 nichtreichseigene Betriebe, darunter Bahnen von europäischer Bedeutung, wie die beiden Zugspitz-Bergbahnen, die Harzquer- und Brockenbahn, Wuppertals Schwebebahn, U-Bahn in Berlin, Hamburger Hochbahn usw.

•

Das Deutsche Reich ist nicht nur Europas größter Staat, sondern jetzt auch das größte Reiseland mit den größten zusammenhängenden Gebirgszügen Europas und zwei Meeren. Zu den 10 000 Fremdenverkehrsorten im Altreich sind 4400 Oesterreichs und etwa 1000 des Sudetenlandes gekommen und zu den 228 Heilbädern Deutschlands 30, bzw. 20 Heilbäder der neuen Landesteile.

•

Nach dem Bodensee, an den die Schweiz und Deutschland grenzen, ist der Chiemsee mit 85 qkm nach wie vor der größte Alpen-See; dann folgen Attersee (47 qkm), Traunsee (26 qkm und dann erst mit 19 qkm der südländische kärntner Wörthersee; der vielbesungene Wolfgangsee im Salzkammergut hat nur 13 qkm Fläche. — Der überhaupt größte deutsche See ist der Spirdingsee in Ostpreußen, er ist 119 qkm groß und liegt 117 Meter über dem Meeresspiegel, er mißt an seiner tiefsten Stelle 25 Meter.

•

Deutschland ist ein heilendes Land, einzigartig durch die Tausende „hillige Bronnen". Weltgeltung haben Karlsbad, Badgastein, Marienbad, Baden-Baden usw. Vieles Einzigartige gibt es: Etwa 80 Pfund Salz enthält eine einzige Wanne Solwasser in Bad Sooden-Allendorf an der Werra und in Bad Salzschlirf bei Fulda, dazu eine große Zahl anderer mineralischer Bestandteile. Heilwasser-Freischwimmbäder stehen in einer ganzen Anzahl Kurorten bereit, so im berühmten Thermalkurort in Süddeutschland, Badenweiler, zwei Freischwimmbäder und ein Hallenschwimmbad. Bad Wildungen läßt Blasen- und Nierensteine durch das Heilwasser seiner Quellen vergehen, Wildbad hat Quellen, die unmittelbar in die Bassins und Wannen, ohne Zuleitungen, fließen.

•

500 Meter über NN gedeiht in Deutschland noch bekannter Wein, und zwar in den „höchsten Weinbergen Mitteleuropas", im Glottertal bei Freiburg; die höchsten Durchschnittswärmegrade in Deutschland wurden dort, beim Glotterbad, und am nahen Kaiserstuhl bei Ihringen, mit 10,8 Grad (Montreux verzeichnet nur 10,1 Grad) gemessen.

•

163 Meter tief, 400 Meter lang, springt der längste deutsche Wasserfall bei der Schwarzwald-Kurstadt Triberg in sieben Sprüngen talab. Nahebei führt die vor 70 Jahren angelegte Schwarzwaldbahn vorüber, deren Bahn-Trasse in drei Etagen übereinander unmittelbar bei Triberg zu erblicken ist; sie hat der Gotthardbahn in der Schweiz als Muster dienen können. — Die Tauernbahn mit ihrem Acht-Kilometer-Tunnel bei Badgastein (wo der berühmte Wasserfall 240 Meter Länge hat), die Semmeringbahn und die Arlbergbahn mit dem höchsten Großtunnel Europas (1300 Meter über dem Meere, 10¼ Kilometer lang) sind weitere einzigartige Bahnbauten in Großdeutschland.

•

Schreiberhau im Herzstück des hochgetürmten Riesengebirges hält sechs Bahnhöfe bereit. Dieser weltbekannte Kurort und Wintersportplatz tritt als die umfangreichste Landgemeinde in Deutschland an; die hohe Zahl seiner Bahnhöfe (der höchste liegt 888,88 Meter über NN) erklärt sich nur aus dieser weiträumigen Gebirgslage. Auf dem Ortsgebiet des Kurortes Schierke am Brocken liegen vier Bahnhöfe, einschließlich des zu Schierke zählenden Brockenbahnhofs in 1130 Meter Höhe.

•

136 Meter hoch ragt die wundervolle gotische Steinpyramide des Stefansdoms in Wien, die 1350 im Bau begonnen und 1433 vollendet, im oberen Teil 1860—64 erneuert worden ist. Es ist der gewaltigste Turm Europas. Vergleichbar ist ihm der gotische Münsterturm zu Freiburg (Breisgau). Hier finden wir den einzigen weiteren deutschen Münsterturm, der im Mittelalter selbst vollendet werden konnte; sonst sind ja die Türme der großen deutschen Dome erst im vorigen Jahrhundert fertiggestellt worden, darunter auch die 160 Meter hohen Doppeltürme des Doms zu Köln und der 162 Meter hohe Turm des Ulmer Münsters, der der höchste Kirchturm der Erde ist.

•

Deutschlands größter Stadtplatz, der Hindenburg-(Schloß-)Platz in der Westfalenhauptstadt Münster, mißt 12½ Hektar; er breitet sich vor dem Barockbau des fürstbischöflichen Residenzschlosses. In dieser städtebaulich reizvollen Stadt steht das architektonisch schönste Rathaus Deutschlands, das den „Friedenssaal" (Abschluß des 30jährigen Krieges) zu zeigen hat.

•

Großdeutschland zählt rund 2500 Museen, von Wien bis Königsberg (wo allein 17 bestehen!) und von Wesel bis Villach, der südlichsten Stadt des Reiches. Vielerlei Merkwürdigkeiten finden wir da: ein Wein-Museum in Trier und als Gegensatz ein Müll-Museum in Berlin-Schöneberg, ein Zeitungsmuseum in Aachen, Tapetenmuseum in Kassel, Kochkunstmuseum in Frankfurt (Main), Skatmuseum in Altenburg in Thüringen, sogar ein Kitsch-Museum in Stuttgart! — Rund 18 Kilometer „Besichtigungsstrecke" kann man im Deutschen Museum in München zurücklegen, dem Museum, wo in einzelnen Teilen alles angefaßt werden darf, da dort Modelle der verschiedensten Art, aus allen Gebieten menschlicher Betätigung, ausgestellt sind.

•

2¼ Kilometer Länge hat die längste und letzte deutsche Rheinbrücke, die den Rhein, der der „verkehrsreichste Strom der Erde" ist, in dieser Länge (einschließlich des Flutgeländes) bei der einstigen Festungs- und Soldatenstadt Wesel überspringt. Die alte Hansestadt hält nahe Strom und Brücke Erinnerungen aus der preußisch-deutschen Geschichte und bemerkliche Stadtschönheit bereit. Sie wurde dadurch Fremdenstadt wie eine große Anzahl Städte, die dem Schauenden Deutschlands Größe, Bedeutung, Kultur und Eigenart zu zeigen sich bereithalten.

Ich will nicht!

Von Walter Herbert

Natürlich ist Karl-Heinz noch wach, auch wenn Abendbesuch da ist. Er muß auch dabei sein und hören, was sich Müllers und Lehmanns mit den Eltern zu erzählen haben.

„Aber Karl-Heinz, wer wird sich denn selbst das größte Stück Kuchen holen?" Der Vater blickt seinen Sohn strafend an.

„Nicht wahr, Mutti, ich darf es holen?"

„Aber freilich, mein Schatz, Mutti gibt es dir schon."

„Nun möchte ich auch noch Kaffee haben."

„Nein, Karl-Heinz, der ist zu stark für dich, dann kann unser Schatz doch nicht schlafen."

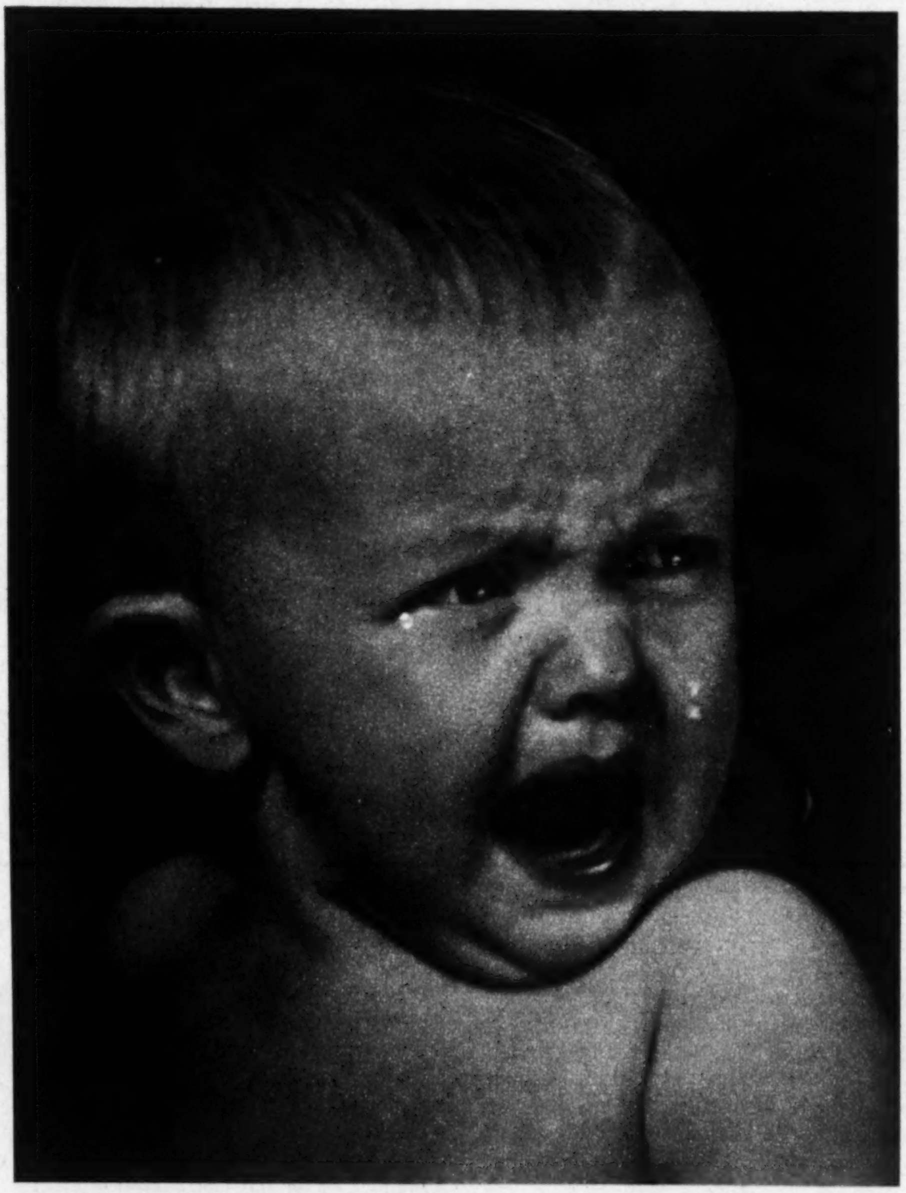
„Ach, Mutti!"

„Nein, nein," greift der Vater ein, „den bekommst du nicht, iß nur deinen Kuchen und sei still."

„Ach, dann will ich auch den Kuchen nicht mehr essen." Und schon zieht Karl-Heinz ein verdrossenes Gesicht, schiebt grob den Kuchenteller fort und lehnt sich zurück, indem er den Vater böse ansieht. Das ist zuviel für die gute Mutti:

„Aber Hermann, warum bist du nur immer so hart gegen den Jungen? Komm, Karl-Heinz, sei nicht böse, Mutti tut dir etwas Wasser dran, dann bekommst du deinen Kaffee, komm, sei lieb."

„Ich will aber kein Wasser dran haben. Ich will überhaupt keinen Kaffee mehr haben!"



„Na, dann gebe ich dir ein Täßchen Tee."

„Mag ich auch nicht."

Karl-Heinz verläßt den Tisch und sucht sich Spielsachen. Es dauert nicht lange, und Karl-Heinz „spielt" so laut, daß die Erwachsenen sich nur mühsam verständigen können. Der Werkzeugkasten der Nähmaschine ist geleert, Karl-Heinz pocht und hämmert an der Maschine, daß es eine Pracht ist.

„Aber Frau Schmidt", ruft die besorgte Frau Müller, „der Junge schlägt ja einen Schraubenzieher ins Sofa!"

„Karl-Heinz, das darfst du doch nicht tun! Du beschädigst doch Muttis Sofa!"

Vater Schmidt ist entschlossen: „Weg mit dem Hammer. Jetzt kommt der Junge ins Bett!"

Von der beschwichtigenden Mutter begleitet zieht er seinen Sohn ins Nebenzimmer. Das Schreien des Kindes dringt noch eine Weile bis ins Wohnzimmer. Die Gäste sehen sich betreten an. Dann kommt Herr Schmidt allein zurück.

„Entschuldigen Sie bitte, meine Frau bringt den Jungen zu Bett. Sie wissen ja, wie das ist mit Kindern, sie haben sicher dieselbe Plage!"

„Nein," erwidert Frau Müller, „das könnte ich eigentlich nicht sagen, obwohl wir vier Kinder haben."

„Natürlich, die sind aber doch größer. Da wird es sicher besser?"

„Ob das bei Ihnen besser wird," entgegnet Frau Müller etwas spitz, „das kann Ihnen von uns niemand

Ich mag nicht!

Aufnahmen: E. Hase, Presse-Bild-Zentrale

sagen. Ich glaube, gewisse Dinge müssen eben den Kindern schon frühzeitig beigebracht werden. Starken Kaffee haben unsere Kinder bis auf den Tag nicht bekommen."

„Sehen Sie, unser Karl-Heinz hat ja auch keinen bekommen, aber meine Frau hat so ein weiches Herz, sie kann dem Jungen einfach nichts abschlagen."

„Na, na, Herr Schmidt, dazu gehört ja auch kein hartes Herz. Aber wenn der Junge nun daran gewöhnt ist, daß ihm jeder Wunsch erfüllt wird, was soll dann aus dem Kind einmal werden. Irgendwann muß es sich doch bescheiden! Heute ist es das größte Stück Kuchen, der Bohnenkaffee, das Werkzeug aus der Nähmaschine — sie können es dem Jungen nicht abschlagen. Was wird er wohl in zehn oder fünfzehn Jahren wollen, werden sie ihm auch dann noch jeden Wunsch erfüllen können?"

Nun kommt auch Frau Schmidt zurück. Aber sie läßt Frau Müllers Ansicht nicht gelten. „Ach, später", sagt sie, später gibt sich das schon! Karl-Heinz ist doch noch ein Kind, es will doch seinen Spaß haben, und ich kann es von meinem Mann nicht verstehen, daß er den Jungen manchmal hart anfassen will. Unser Karl-Heinz soll nicht einmal sagen, daß wir es nicht gut mit ihm gemeint hätten. Wenigstens von mir soll das mein Junge nicht sagen."

„Aber Frau Schmidt, das sollen meine Kinder auch nicht von mir sagen. Das ist doch selbstverständlich, daß wir es alle gut mit unseren Kindern meinen. Aber nehmen Sie doch einmal an, ich wollte meinen vier Kindern erlauben, daß sich jeder das Stück aus meiner Küche holt, das er gerne haben möchte — ich hätte bald keine Schüssel, keinen Teller, kein einziges Gerät mehr daran, und meine Kinder stritten sich bald untereinander."

„Gewiß könnten Sie das nicht erlauben, Frau Müller, aber unser Karl-Heinz ist doch allein, er braucht doch — gottlob — mit niemandem zu teilen. Er ist doch unser Einziges!

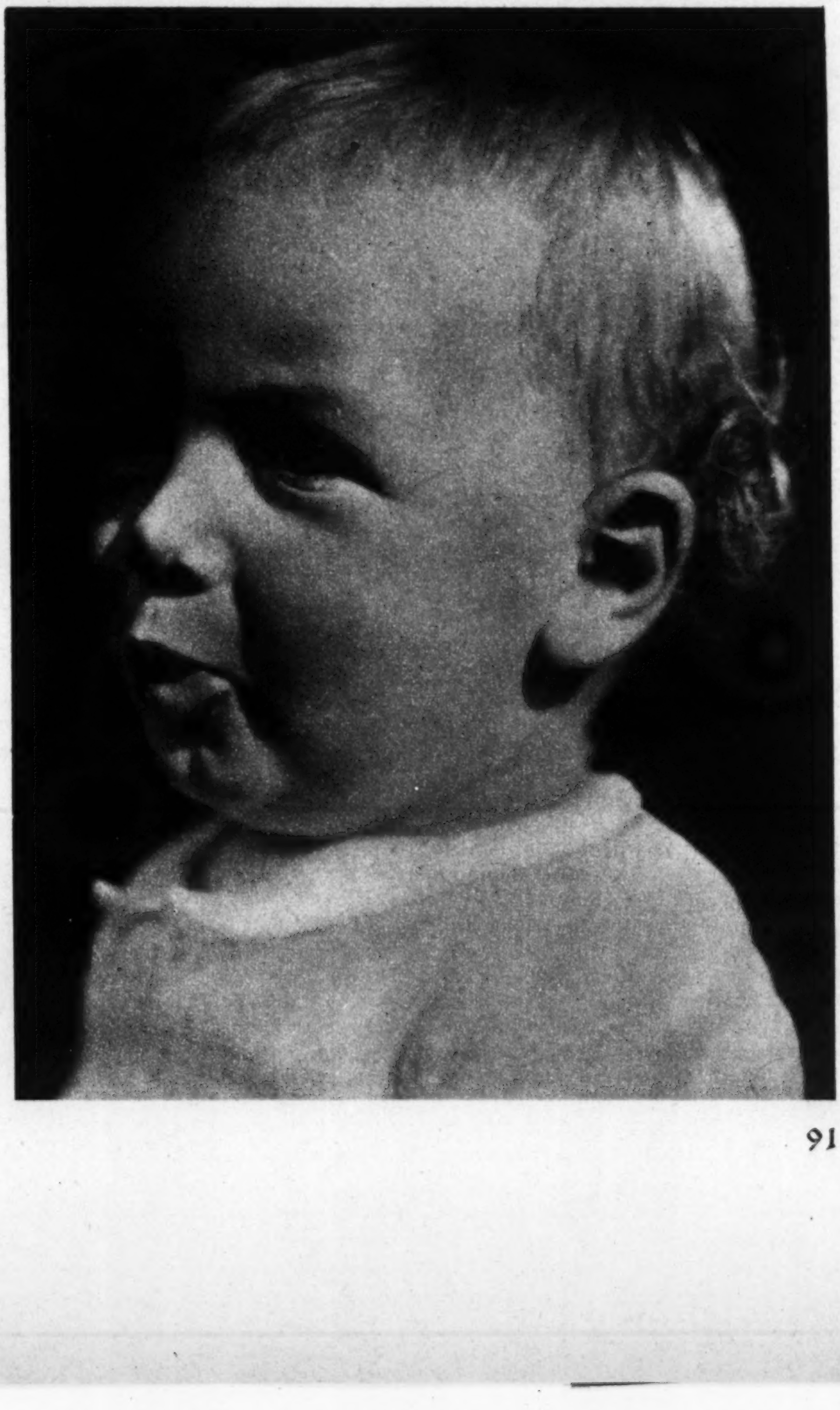
„Ob Sie da „gottlob" sagen können, das weiß man heute noch nicht, darüber kann ich ja nichts sagen. Aber Sie glauben es richtig zu machen, wenn Sie dem Kind seinen Willen lassen."

„Ein Kind muß auch einen Willen haben!"

„Ihr Mann würde ihm aber gern den Willen lenken und beschneiden. Und darin gebe ich ihm tatsächlich recht. Fragen Sie meinen Mann: Bei uns gehört das Spielzeug den Kindern. Meine Geräte gehören mir. Da gibt es gar nichts dazwischen. Und wenn einer gar nicht hören will, dann wird er bestraft."

„Nun, mit der Nähmaschine und dem Werkzeug mögen Sie recht haben, aber sonst ist unser Karl-Heinz ein braves Kind."

„Sei still, Frau, er ist auch sonst nicht so wie ein Kind sein muß. Frau Müller hat recht. Es geht nicht um die Nähmaschine oder das Werkzeug. Es



geht darum, daß der Junge immer seinen Kopf durchsetzt und alle tyrannisiert. Das ist auf dem Spielplatz genau wie daheim."

„Das verstehst Du doch nicht, Mann, ich kann den Jungen doch nicht allein mit den bösen Rangen dort spielen lassen. Immer gibt es Krach. Sogar geschlagen hat ihn einmal so ein kleiner frecher Knirps."

„Na, nun erlauben Sie mir einmal ein Wort, liebe Frau Schmidt," schaltet sich Herr Müller ein, „meine Frau hat schon gesagt, daß wir anders verfahren. Wo wollte denn auch meine Frau hinkommen. Unsere vier Burschen stellten doch das Haus auf den Kopf! Nein, da muß sich eines nach dem andern richten. Wenn der Kleinste schlafen muß, dann sind wir eben alle still. Und draußen gibt es freilich auch einmal Schläge, auch mit anderen Jungen. Aber was schadet denn das? Nur nicht so zimperlich. Vater und Mutter können doch nicht immer dabei sein, um zu helfen und zu schützen. Auf die eigenen Beine müssen die Jungen kommen! Denken Sie mal, liebe Frau Schmidt, Ihr Junge muß doch auch einmal zur Schule. Er soll doch auch einmal in Reih und Glied mitmarschieren im Jungvolk. Er muß doch auch einmal in einer Sportmannschaft mittun! Ja, eines Tages muß er doch ganz allein ohne seine Mutti in dieser Welt auskommen. Was denken Sie wohl, da muß sich einer fügen gelernt haben, oder — es wird ihm dann noch beigebracht. Was ist nun wohl besser für Ihren Jungen: wenn er diese Einordnung bereits im Elternhaus bei Vater und Mutter lernt oder draußen?"

„Ja, gewiß, Herr Müller, es ist besser daheim bei uns, aber wir machen uns nun eben Sorgen, wenn man nur den einen Jungen hat."

„Wir haben vier Kinder, aber mit der Erziehung haben wir sicher nicht halb so viel Sorgen wie Sie mit dem einen, ihrem „Einzigen". Denken Sie nur einmal darüber nach! Kindersegen, sage ich Ihnen, ist auch ein Segen für Erziehung. Es ist kein Kunststück, dem Kind seinen „Willen" zu lassen. Wenn der Wille sich nicht in die Gemeinschaft einfügt, dann liegt es an den Grenzen, die ihm gesetzt werden. Sie setzen Ihrem Jungen keine Grenzen, deshalb lernt er auch nie, sich einzufügen. Wir sind eine große Familie, da gibt es von Natur aus viel mehr Grenzen als unter drei Menschen. Denn jedes Mitglied der Familie begrenzt irgendwie den andern. Wenn Sie nun den „Einzigen" haben, da ist es um so wichtiger, daß Sie seinem Treiben einen Weg und eine Grenze setzen. Das will offenbar auch Ihr Mann. Glauben Sie nicht, daß er damit Ihrem Kinde den besseren Dienst erweist?"

Eltern als Richter

Es ist leicht, jemandem unrecht zu tun, und es ist kaum etwas schwerer zu ertragen als ein erlittenes Unrecht. Eine kleine Tücke des Schicksals und schon lastet ein schwerer Verdacht auf dem wehrlosen jungen Menschen, wie folgende kleine Geschichte lehrt.

Ein vierzehnjähriger Junge machte dumme Streiche und verkaufte einmal sogar heimlich seinen Schulatlas, um an einem Fußballwettspiel teilnehmen zu können. Nun verließ er eines Nachmittags das Haus und gleich darauf vermißte die Mutter ihre Geldbörse, die einen namhaften Betrag enthielt. Sie hatte knapp vorher daraus eine Zahlung geleistet und glaubte, sich bestimmt erinnern zu können, die Tasche auf dem Tisch liegen gelassen zu haben. Nach vergeblicher Suche kam sie zu dem traurigen Schluß, daß sie der Sohn genommen haben mußte, zumal sich sonst gerade niemand in der Wohnung befunden hatte. Sie berichtete den Vorfall ihrem heimkehrenden Mann und später nahmen beide den Jungen ins Gebet. Der Knabe leugnete auch dann noch, als ihm der Vater versprach, bei Bekennen des Vergehens nicht mehr über die Sache zu reden. Das Kind wurde immer trotziger und verstockter und die unliebsamen Auseinandersetzungen endeten damit, daß der Junge nach den Ferien in eine Erziehungsanstalt kommen sollte. Nur wenige Wochen später holte der Tapezierer zufällig die Klubgarnitur ab, um sie durch einen frischen Bezug zu verjüngen. Und dann kam eines Tages der brave Handwerker und brachte die vermißte pralle Geldbörse, die er zwischen der Polsterung eines der Lehnsessel gefunden hatte. Sie war damals der Mutter aus der Schürzentasche geglitten und in den Abgrund neben der Armlehne gerutscht. Genau so gut aber hätte die Geldbörse Jahrzehnte lang in ihrem Versteck liegen können, während das ganze Leben eines Menschen durch das ihm zugefügte Unrecht vergiftet worden wäre.

Es muß nicht immer gleich so schlimm sein, daß man jemand fälschlich des Diebstahls verdächtigt, es gibt auch ganz kleine Ungerechtigkeiten, die aber gar nicht so klein sein können, um nicht doch wehzutun. Wir Erwachsenen verstehen uns meist zu wehren, wenn wir einer Lüge, Falschheit, Untreue und wie die Schattenseiten der Menschen alle heißen mögen, verdächtigt werden. Aber gerade Kinder, denen die Voraussetzungen, sich zur Wehr setzen zu können, fehlen, sind in bezug auf Unrecht sehr empfindlich. Bekommt ein Junge wegen etwas, das er angestellt hat, Haue, dann findet er dies ganz in Ordnung, wird er aber wegen einer Sache zur Verantwortung gezogen, an der er schuldlos ist, vergißt er es oft sein ganzes Leben nicht.

Wir müssen uns vor Augen halten, daß wir bis zu einem gewissen Alter unserer Kinder deren Richter sind, und daß wir sohin aber auch die ganze Verantwortung dieses ernsten und schweren Amtes zu tragen haben. Wir dürfen zum eigenen Wohle unserer Kinder ihre kleinen Missetaten nicht ungeahnt lassen, doch fällt es uns manchmal gar nicht leicht, Recht und Unrecht auf der Waage zu halten wie die Göttin der Gerechtigkeit. Da sind die Geschwister, deren Streitigkeiten wir als höchste Instanz zu schlichten haben, da sind die Klagen, über die wir entscheiden sollen und da sind die Strafen, die richtig bemessen sein wollen. Und dann sind die Fälle, die uns nicht klar sind, da wir unseren Kindern gerne glauben möchten, wo aber gleichzeitig unser Glaube an sie erschüttert wird durch die Macht der scheinbaren Schuldbeweise. Bei solchen Anlässen sind wir oft gerade unseren Kindern gegenüber päpstlicher als der Papst, weil es eben die eigenen sind, das eigene Fleisch und Blut, das wir noch makelloser wünschen, als wir es vielleicht selbst waren und sind.

Wenn wir aber schon streng und gerecht sein wollen, dann dürfen wir nicht strenger sein als der weise Richter, der, wenn er im gleichen Maß von der Schuld des Angeklagten überzeugt und nicht überzeugt ist, diesen freispricht, und lieber ein Vergehen ungesühnt läßt, als durch die Möglichkeit eines Fehlurteils ein Menschenleben zu vernichten.

Elisabeth Urban.

Muttis haben doch keine Zeit

Es hilft ja nun nichts. Mutti muß mit den Kindern spazieren gehen, auch jetzt im Winter. So sehr erbaut ist man nicht von dieser Notwendigkeit, Mutti nicht und das kleine Mädchen auch nicht. Der Junge wird noch nicht um seine Meinung gefragt. Er liegt noch im Wagen.

Für Mutti ist das verhältnismäßig langsame Gehen auf den kurzen Parkwegen, die zur Verfügung stehen, recht anstrengend. Und für die Kleine sind die Spaziergänge nicht hervorragend schön, es sei denn, daß man zufällig einen der Sommerfreunde vom Spielplatz trifft, oder daß auf dem Wege

zum Park ein Pferd gefallen ist oder aus einem Torweg ein Leierkasten klingt. So etwas gibt es nämlich noch, und das Kind findet Leierkasten wundervoll, tausendmal besser als einen Radioapparat. Das Radio kann man singen lassen, wenn man will. Einen Leierkastenmann zu treffen, das bedeutet Glück. Der Unterschied liegt auf der Hand.

Also — mit den gefallenen Pferden und dem Leierkasten — das sind seltene Abwechslungen. Die Sommerfreunde sind unzuverlässig. Manche Mütter lesen das Thermometer anders als andere. Es soll immer noch solche geben, die sich nach Réaumur richten. Und bei dem ist es bekanntlich etwas anders als bei dem allgemein geschätzteren Herrn Celsius. Es wird auch nicht überall zur gleichen Zeit zu Mittag gegessen. Aber Mutti ist tapfer und versucht, den ewigen Ausfall an Leierkastenmännern durch Erzählen wettzumachen. Zudem hat sie einige feste Ziele in den täglichen Weg eingebaut. Man muß nachsehen, ob das Meisennest noch da ist, oder ob es etwa der Wind von seinem Ast geweht hat. Man kann immer wieder versuchen, wer schneller um die große Parkwiese herumkommt, das Mädchen oder Mutti mit dem Kinderwagen. Es muß auch regelmäßig untersucht werden, ob die Sträucher in den Anlagen schon grüne Spitzchen bekommen. Es sind allerlei Aufgaben.

Ja, und einen Sommerfreund treffen sie auch häufiger. Es soll ihm kein Unrecht geschehen. Das ist das Peterchen, das immer wie aus dem Ei gepellt aussieht und ein „Fräulein" hat, das meist etwas zu zupfen und zu glätten findet an dem kleinen Schutzbefohlenen. Es ist aber nie anders als freundlich und liebevoll mit dem Kinde. Muttis wilde Hummel kann nichts mit dem Jungen anfangen. Seine Schönheit beeindruckt sie wenig. Sie tritt auf ihren derben Stiefelchen recht unbekümmert daher und hat natürlich schon wieder die Handschuhe lustig neben den rötlichgraulich schimmernden Händen baumeln.

Das Fräulein aber flößt Achtung ein, und die Tochter besieht sich ein wenig mitleidig die Mutter und überlegt, ob sie nicht „Fräulein" zu ihr sagen soll. Aber das geht wohl doch nicht.

In dem Park, in dem Mutter mit den Kindern spazieren geht, werden ein paar Vögel gehalten — Glanzstare, Lachtauben und ein Bussard. Die werden pflichtschuldigst alle Tage besichtigt. Vor dem Käfig traf Mutti mit den Kindern gestern das Peterchen. Es hatte einen prachtvollen neuen Holländer mit, wie es schien, aber wenig Freude daran. Das Fräulein zuckelte hinter ihm her mit dem kleinen Wagen, und Peterchen trabte voran in seiner hellblauen Wollpracht und mit den ein wenig traurigen Kinderaugen. Kurz vor dem Käfig kam an dem Wagen etwas in Unordnung. Der Junge stand allein neben Mutti und sah in den Kinderwagen. Aber sein Inhalt ging ihn offenbar nicht viel an. Plötzlich jedoch zupfte er Mutti am Rock.

„Du, Tante, kommt die Mutter von den Kindern auch manchmal in den Park?"

„Die Mutter? Ich bin doch die Mutter!"

„Ach nein!" kam es gedehnt und ungläubig zurück.

„Na, warum denn nicht?"

„Muttis haben doch keine Zeit", sagte er nachdenklich und mit einem etwas neidischen Seitenblick auf die Lütte: „Meine Mutti hat nie Zeit!"

Dann lief er weg. Der Wagen war wohl wieder an der Reihe, und das Fräulein nahm den Jungen unter die Fittiche. — Mutti ging sehr still und nachdenklich weiter. Leise sagt sie ein Wort vor sich hin, das sie einmal irgendwo gelesen hat:

„Für sein Kind keine Zeit haben, heißt es aussetzen." Erst nach einem Weilchen merkte sie, daß ihr kleines Mädchen gesittet und ernsthaft neben ihr hertrabte und ihr Händchen in ihre Tasche gehängt hatte. Gesprochen haben die beiden über den Vorfall nicht, und des Kindes goldene Unbekümmertheit schlug bald wieder in hohen Wellen tobend und übermütig über das traurige kleine Erlebnis.

Nur bei Tisch stand das Mäulchen noch einmal einen kurzen Augenblick still, und prüfende Augen strichen über Mutti hin. Dann ein erleichtertes Aufatmen:

„Du, Vati, Fräuleins sind feiner. Aber Muttis sind besser!"

Ruth Koehler-Irrgang

Mutti liest vor

Aufnahme: Elisabeth Hase

20. Fortsetzung

Mutter guckte verkniffen, Mutter war mißtrauisch gegen das unschuldigste kleinste Wort, Mutter ging hoch, sobald sie etwas witterte, das ihr nicht paßte, und passen tat ihr selten etwas, und außerdem redete Mutter in die Wirtschaft hinein. Das soll alles wahr sein, gab er zu, gewiß, das ist wohl richtig, aber . . .

„Sieh mal", fing er an, „die ist nun alt, und alte Leute sind nie ganz richtig. Denkst du, die wissen, daß sie schon alt sind und fusselig noch dazu? Die sind wie die Kinder. Unsereinen als Kind haben sie ja auch ertragen müssen, und was damals die Kinderjahre waren bei uns, das sind nun die Altenjahre bei ihnen."

„Bei Kindern ist das anders", stritt Anna. „Kinder sind drollig, aber deine Mutter ist durchaus nicht drollig, das kannst du glauben. Und wie hat sie mich früher geachtet?"

Das war immer der Drehpunkt bei Anna. Und wie hat die Mutter uns früher geachtet?

„Ja", gab er verdrossen zu, „man sollte die Alten gleich umbringen, wenn sie alt werden. Und uns auch, Anna, wenn wir selber so weit sind. Da wollen wir dann gar nicht klagen, denn das haben wir bis dahin so verdient."

„Ja", redete sie falsch und hitzig, „und wo bleiben deine reichen Brüder?"

Diese Frage stellte sich schon lange Herr Zeisig. Ihn machte das allmählich böse, diese Sache, denn er wußte seinen Hausmeister Mellenbeck zu schätzen. Die Kinder liefen ihm nach, die kleine Eva, die mittlere Ruth und sogar der Junge, der beinahe groß war. Es war an der Zeit, dem Jungen auf die Seele zu binden: Mellenbeck gehört zum Geschäft, und wenn alles mal anders ist, will ich mich im Grabe nicht umdrehen müssen vor Scham, daß du Mellenbeck etwa . . .! Andererseits sah er nicht gut ein, wie er dazu kam, allerlei Sachen herzugeben, nur um die beiden gut gestellten Brüder taktvoll zu entlasten. Es kam ihm gelegentlich auch der Gedanke, mit soviel Güte nur der Dumme zu sein. Man kann ein großes Vertrauen haben, ohne sich zu irren, und trotzdem der Dumme sein. Als Kahle wieder einmal zu sehen war, ließ er ihn zu sich ins Kontor bitten. Ob das wahr sei, was Mellenbeck ihm erzählte — die beiden anderen Söhne geben nichts dazu? Gar nichts? Keinen Pfennig?

„Nein", sagte Kahle feierlich und schneuzte sich mit umständlichem Wohlgefallen, mit umständlicher Entrüstung, so deutlich, daß sie zu merken sein mußte, „der eine antwortet nicht, und der andere geht hoch in die Luft."

„Wie?" fragte Herr Zeisig. „Setzen Sie sich doch, Herr Kahle. Darüber müssen wir uns unterhalten."

Und einen Schnaps zu.

„Also wie ist das? Wer antwortet nicht?"

„Na, der Studierte", gab Kahle Auskunft. Er war von Herzen erfreut, daß er es hier an den richtigen Mann bringen konnte. Er machte es listig und fein. Er trug nichts zu, er schwatzte nichts aus, er wollte beileibe nicht Schaden stiften, er ließ sich nur alles abfragen. Gottes Mühle braucht ja mitunter wohl einen Mahlknecht, und diesen Dienst, im Dienste Gottes, versah er gerne. Man muß nicht hetzen, denn das sieht übel aus, das riecht nach Absicht und schlechter Gesinnung. Nein, man muß es von selber so hineinlaufen lassen in den Pott, aber so, daß es überläuft, und das Rohr muß man in die richtige Neigung bringen. Noch nie hatte er so treu-dumm ausgesehen wie heut. Es war geradezu wie damals in der parlamentarischen Zeit, wo man sogar zu den Roten „Sehr geehrter Herr Kollege!" sagte. Sein Freund und Fraktionskollege Zeisig guckte bereits in der richtigen Art. Erst wollte der Mann eine so unnatürliche Sache kaum glauben, dann wurde er langsam rot, machte Kulleräugelchen und fummelte am Lineal umher. Der Mann kam zuletzt auf die richtige Temperatur, und dabei mußte man ihn erhalten.

„Der Doktor", hauchte Kahle vertraulich, „der Doktor in Magdeburg, der weiß das gar nicht. Der hat in Magdeburg seine großen Geschäfte, viel größer als Ihres, Herr Zeisig, und wenn einer eine Weltreise macht, dann kann er so kleine Sachen wie seine Eltern nicht im Auge haben. Und der andere, der Lehrer, möchte gern Rektor werden, und wenn einer Rektor werden will, kann er solche klapperigen alten Eltern erst recht nicht gebrauchen. Der hat beinahe geschrien und getobt, Herr Zeisig, und dann hat er mich hinausgeschmissen, und ich glaube, der Mann träumt von nichts öfter als von der Angst, er müßte seine Eltern mal zu sich nehmen. Wie soll er das denn machen? Das kann ihm niemand zumuten, am wenigsten jetzt, wo er Rektor werden will. Und woher soll er Geld nehmen? Sein Geld braucht er selber."

„Aha", sagte Zeisig und sah Herrn Kahle zur Vorsicht noch einmal durchdringend an. Er fand nur einen biederen, ehrlichen, alten Mann. Dann fragte er nach einer Weile, während der er ein wichtiges, ins Nichts hineinbohrendes Gesicht gemacht hatte: „Rektor? Also Rektor will er werden, der Sohn?"

„Jaaa", sagte Kahle.

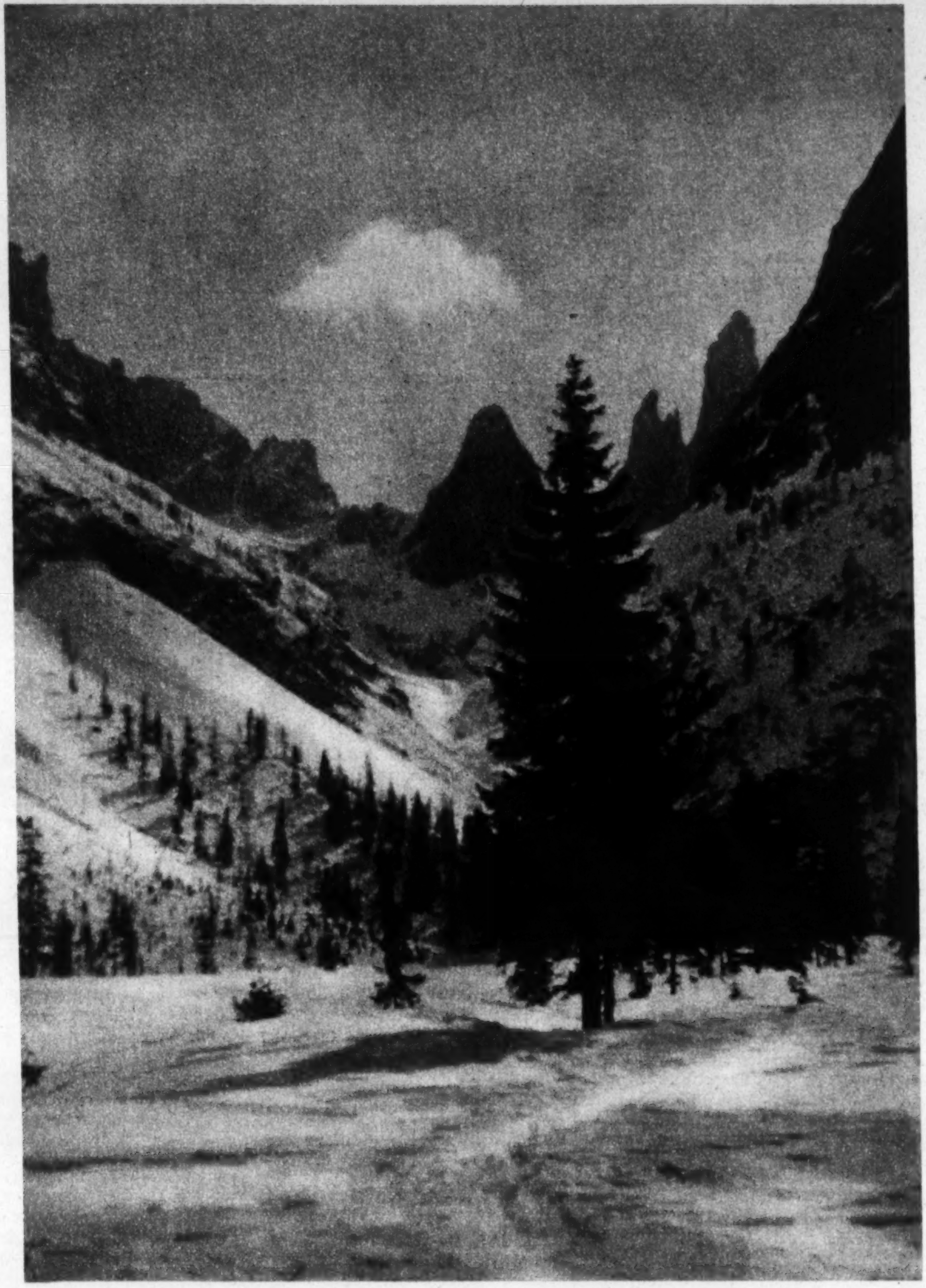
Recht langsam: „Jaaa."

Herr Zeisig sagte „hm". Diese Antwort befriedigte Kahle so vollkommen, daß er kein Wörtchen weiter redete. Wenn ein Kuchen fertig ist, soll man kein Feuer mehr darunter schüren. Er guckte unnütz und blöd im Kontor umher und ließ sich von Herrn Zeisig nach einem weiteren Schnaps höflich und freundlich abschieben. Eine Zigarre noch, und dann auf Wiedersehen. Aber draußen rieb er sich die Hände.

Herr Zeisig war ein gebildeter Mann, ein angesehener Mann und ein wohlhabender Mann. Solche Männer möchten mehr, als nur ihre kurzen Tage hinbringen. Sie haben ein warmes Herz und können das Unrecht nicht leiden. Sie üben Einfluß aus und sind sich bewußt, Einfluß auszuüben. Zeisig war lange genug in der Stadt gewesen, er kannte die alten Mellenbecks und wollte für seinen Hausmeister etwas tun. Nun trank er von seinem eigenen Schnaps freiwillig noch einen weiteren und sprach zu sich selbst, daß derartige Dinge sich durchaus nicht frech und frei und am Ende gar erfolgreich begeben dürften, zum wenigsten nicht, solange er in dieser Stadt noch einiges zu bewirken vermochte. Und seinen braven Hausmeister sollte die schlechte Welt nicht hohnlächelnd ausnutzen. Das Gute soll siegen, und Einfluß ist Einfluß, und Sport bleibt Sport. Und nun war er so weit, daß er stark und rasch und nicht ohne Jagdeifer nach dem Telephon griff und sich für den Abend mit dem Schulrat Ohnesorge im „Schwarzen Adler" verabredete.

Er redete an diesem Abend beim Bier lange und eindringlich mit Ohnesorge, und Ohnesorge wollte es anfangs nicht glauben, glaubte es dann und wunderte sich, und dann glaubte er es vorbehaltlich weiterer Erkundigungen schon von sich aus mit Entrüstung. Er erkundigte sich ausführlich und schrieb zweiundeinhalbe Zeile Schrift in ein Aktenstück und sagte weiter nichts als dies: „Es ist unglaublich!" Er war Schulrat und konnte solche Erfahrungen von Amts wegen gebrauchen. Schon am folgen-

Zwölfer im Fischleintal



Aufnahme: Erich Hoppe

den Tage ging er zu Rektor Behnke. Ja, das sähe Herrn Mellenbeck wohl ähnlich, hatte Behnke gemeint. Mellenbecks pädagogische Bücher möchten vielleicht ganz gut sein, aber nicht der Verfasser.

Dies alles dauerte indes seine Zeit, denn der Amtsschimmel trabt nicht quer über Sumpf und Moor, er braucht feste, tragfähige Straßen, auch wenn solche Eiferer wie Kahle meinen, die Zeit verginge ohne Ergebnis. Kahle wußte auch nicht, daß sich in dieser Zeit Herr Zeisig die weitere Mühe gemacht hatte, einen höflichen, geziemenden Brief zu schreiben an

Herrn Prokurist Dr. Hans Mellenbeck,
in Firma Metolit A.-G., Magdeburg,
streng persönlich.

„Sehr geehrter Herr Dr. Mellenbeck!"

Er schrieb ruhig und umsichtig, nicht so, wie Kahle geschrieben hätte. „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, Sie aber, Herr Doktor, stehen noch u n t e r dem Vieh . . ." Mit drei Strichen unter „unter", denn solchen Tiefstand, den muß man brandmarken. Wie sollte wohl jemand auf einen höflichen Brief antworten, wenn er nicht einmal auf grobe Briefe antwortete? Kahle hatte viermal geschrieben, es war Jahre her, aber seitdem hatte ihm das Porto leid getan, und er hatte nicht wieder geschrieben. Und nun, plötzlich, traf er abends in der kleinen Stube, als sie alle beisammen saßen, Anna, Hermann, die Kinder, die Alten — da also, als er zum Dominospiel kommen wollte, wie üblich und mit Genuß, er, Kahle, fand er Besuch vor.

Der Herr Doktor war da.

Er ließ fast den Hut fallen, stand mit offenem Munde und war „erschlagen".

„Guten Abend, Herr Doktor", sagte er in seiner Verblüffung, „ich glaube, Ihnen hat extra der Teufel hergeführt."

Nein, nicht der Teufel, sondern

Zeisigs Brief und die Eisenbahn hatten ihn hergeführt. Es wäre auch eine Schande gewesen, mit dem eigenen Wagen hier vorzufahren. Der feine Herr Sohn und Prokurist stand höflich auf und streckte Herrn Kahle die Hand hin.

„Guten Abend, Herr Kahle", sagte er. „Nicht der Teufel. Das ist ein Irrtum. Jedenfalls, ich bin nun hier."

Fast hätte Kahle geantwortet: „Das war ja wohl auch Zeit!" Er sagte es nicht. Sein entrüstet aufpochender Blick war hier nicht an den Mann zu bringen. Der Doktor sah ihn so merkwürdig ruhig und gar nicht frech an. Er mußte sich erst hinsetzen, auf den Lippen umherbeißen und lange nachforschen, was das sei, was da in ihm den hartgegossenen Groll einlullen wollte. Eigentlich ärgerte ihn nur Lina, die schon wieder obenauf sein wollte.

„Ich freue mich, daß ich Sie hier antreffe", sagte der Doktor. „Ich möchte gern mit Ihnen reden. Es ist ja wohl allerlei zu besprechen."

„Das soll wohl stimmen", polterte Kahle.

„Ja", sagte der Doktor, „aber ich möchte vorschlagen, damit zu warten. Mutter ist ziemlich müde, nicht wahr?" Und er zwinkerte Kahle mit den Augen schärfstens zu. Das begriff Kahle. Mit unzufriedenem Geknurr setzte er sich hin, abseits, durchaus nicht neben Anna, die ihm bereitwillig Platz machte. Von seiner Ecke aus, die im Finstern lag, sah er sich dieses Theater mit an. So ein Theater. Lina sah geschwollen und gefährlich aus, Anna war im geheimen wild. Einmal bückte er sich, um zu erforschen, ob das Blanke da unter dem Tisch wirklich helle Tuchgamaschen seien. Es waren welche. Da knurrte er wieder und rückte mit dem Stuhle so bösartig laut, daß Anna scharf herüberblicken mußte.

Der Doktor trug einen noblen Anzug, prima Stoff und prima Verarbeitung, trug eine Hornbrille und hatte vorn ein Tüchlein in der Tasche. Kahle konnte nicht unterscheiden, ob es auch roch, denn seine Nase roch nichts mehr, sie war zu sehr betäubt worden von den tausend kräftigen Dünsten und vom Kampfer obendrein, aber er hätte schwören mögen, daß der ganze Doktor roch. Er besah sich den gesamten Menschen mißtrauisch hart. Er fand unter dem glatt angewichsten Scheitel eine schwer zerfressene Sorgenstirn, scharfe Falten, die von den Augen bis zum Munde reichten, ein kräftiges Kinn, wie die energischen großen Herren es haben, aber da waren dann die Augen und der Mund, die ihn zwangen, einstweilen beim Knurren und Murren zu verbleiben. Der Mensch sah seine Mutter an, als täte ihm inwendig etwas weh und als möchte er gern etwas sagen und wüßte nur nicht, wie es herauskommen sollte. Affig war es, wie Lina guckte. Sie guckte schon wieder, als wollte sie gegen ihn, Franziskus Kahle, patzig werden. Auch Oskar war ganz eingewickelt. Dem imponierte sicher die Hornbrille. Allerlei gute Sachen hatte der Junge wohl mitgebracht, das sah man auf dem Tische. Rotwein, Schokolade, feinen Aufschnitt, wie Berta ihn öfter schickte, und dies alles, das sollte wohl alles sein? Verdammt, er nahm eine Prise. Das sollte wohl hinlangen über all die vielen Jahre? Und er schnaubte sich die Nase mit Trompetenton. Er dachte in seiner Aufregung: Diese Frage sollte ihm einer mal stellen, aber laut, und dann die Hand hinters Ohr, damit man die Antwort hört.

„Gott, Herr Kahle", ranzte Anna ihn an, „können Sie denn nicht ein bißchen ruhig sitzen?"

Ach so, das soll man auch noch?

„Ihr seid ja alle zusammen verrückt", schimpfte er. „Nächstens kann man hier nicht mal Pfeife rauchen, nicht wahr? Oskar fängt ja schon an mit Zigarren."

„Greif zu, Franz", lockte Oskar, „es ist auch für dich was da."

„Nee, nee", sagte er, „danke schön. Ich habe noch allerhand vor für heute abend. Ich wollte man bloß so hereingucken." Er stand tatsächlich auf. „Das ist ja dann nun nicht mehr nötig", sagte er. „Ihr habt ja dann sowieso schon Besuch."

„Aber Herr Kahle", bat der Doktor.

Nein, nein. Er erklärte standhaft, daß er verreisen wolle. Und wirklich verreiste er. Da war nichts zu machen. Draußen schimpfte er auf der Straße vor sich hin, den ganzen Weg entlang. Zu Hause, allein und viel zu früh, widerstand ihm die Stube und die Schlafstube, und grollend packte er sich ins Bett, ohne Domino, ohne ein gewisses gewohntes Etwas, viel zu früh, und er hörte vorweg schon die alten Sprungfedern knacken, denn er würde sich hierher wälzen und dorthin wälzen und doch nicht Ruhe finden. Morgen um zehn Uhr wollte der Doktor bei ihm sein. Das sollte er nur, aber es roch hier wie es roch, und um diesen Besuch würde es nicht im mindesten anders riechen, nicht im mindesten, höchstens frischen Kampfer würde er streuen, um zu repräsentieren. Im Traum sah er noch Hermanns Gesicht. Der hatte dagesessen und den älteren Bruder neugierig erfreut angeguckt, als sei ein Zauberkünstler ins Haus gekommen und hätte die A-Quadrate sämtlich in B-Quadrate verwandelt, ohne das kleinste Blutvergießen und alles auf natürlichem Wege.

*

Es gibt eine Welt außen und eine Welt innen. In unseren jungen Jahren träumen wir davon, beide Welten hätten den gleichen Mittelpunkt, er läge im kernigsten Kern unseres Charakters, und von da aus brauchten wir nur gelegentlich auf den Kompaß unseres Gewissens zu schauen. Der Kompaß weist stramm nordwärts, allemal richtig und ohne Fehl, und unsere Blicke liegen dann stets ruhig, stets freudig, stets kühn draußen auf allen Meeren, und unsere Seefahrt ginge stetig, ginge trotzig, ginge ruhig und reuelos geradeaus vorwärts bis in den Hafen des Alters, lobgekrönt, erfolggekrönt und vom Rahmen eines würdigen, weißen Vollbartes feierlich umkränzt. Inneres Denken und äußeres Tun, beides wahrhaft und mutvoll und stets mit der Wucht des ganzen Menschen. Die Schurken sind schlechte Menschen, aber dafür sind die Guten doppelt gut.

Solange wir noch unverdorben waren, haben wir so gedacht, haben gar nichts anders denken können. Wohl dem, der die Erinnerung an solches Denken aus der Jugendzeit später noch gelegentlich in sich aufzucken fühlt, sei es mit stillvergnügtem Lachen, sei es mit einem liebevollen kleinen Leidbedauern. Die wenigsten Menschen haben später noch acht darauf. Sie achten auf ihr Geschäft.

Die schönen Lehren der Schule, die hochgestimmten Träume und Vorsätze aus der Lektüre der Dichter und Philosophen, ja, die Gelöbnisse feuriger Freundschaft zwischen siebzehnjährigen jungen Männern, dies alles weicht bald. Das Leben selber peitscht auf diese makellosen Rösser des Ideals los, es rupft ihnen die Schwingen Feder um Feder aus, sie können bald nicht mehr fliegen, sie sehen sich bald gezwungen, auf irdischen Bahnen zu bleiben, sie verwandeln sich bald unter dem Beifall der Verwandten, Vorgesetzten, Chefs und aller vernünftigen Menschen überhaupt in nüchterne, tüchtige Postgäule. Der junge Idealist von einst ist zum klarblickenden, richtig rechnenden Tatsachenmenschen geworden, zum Realpolitiker, zum Sportsmann, Rekordmann, Geschäftsmann, Prüfungsbesteher und Aussichtsverfolger. Die Mädchen bringen ihn zum eigenen großartigen Hochverwundern auf die erste Spur des Vergnügens, oder sie ducken seine Nase tief hinein in die Probleme des Einkommens, das fortan für zwei zu reichen bestimmt ist und mit allen Mitteln entweder stark gestreckt oder wacker erweitert werden muß. In diesem Stadium blickt der Mensch nur noch gelegentlich und dann mit sehr bewölkter Stirn auf jene frühere Zeit zurück. Das Leben hat ihn.

Wenn wir in solchen Strudeln oft genug das Gute gekränkt haben und wissen es, bleibt uns nur übrig, es doppelt und zehnfach zu kränken und den Hohn noch hinzuzufügen, denn was man tut, soll man gründlich tun. Kein Haß ist wurzelfester und mehr zum Wucher geneigt, als der des Sünders gegen den Heiligen. Tag um Tag muß man sich gegen das Gute zur Wehr setzen. Es hat so vorwurfsvolle Augen. Aber man kann ihnen nicht folgen. Das kommt davon, daß man unter Menschen lebt. Man muß heulen mit ihnen. Es fragt sich eigentlich nur, wie laut. Und hier, an diesem Punkte, blühen die wenigen, staubtrockenen Blumen des Guten. Wir nehmen dir den Hallunken nicht übel, den du spielen mußt, aber hübsch wäre es, wenn du überall da, wo das Theater geschlossen werden kann, diese häßliche Schminke abtun wolltest. Kurz gesagt: gut ist der, der nur da schlecht ist, wo das Gutsein gar zu hart bestraft werden würde durch verbrannte Finger. Gut ist der, der zum wenigsten eine kleine innere Welt inmitten der großen äußeren Welt zu erhalten bemüht ist. Bemüht.

(Fortsetzung folgt.)

Wo bleibt der deutsche Jugendfilm?

Von Möller-Crivitz

Zuvor muß ich hier von einer Beobachtung berichten: neulich sah ich in der Nähe meiner Wohnung zwei Jungen, von denen der eine vielleicht neun Jahre, der andere hingegen zwölf Jahre alt sein mochte, vor einer Anschlagsäule die Kinoplakate mustern. Sie taten das mit jenem Ernst, der vermuten ließ, daß sie, von Hause mit Geldmitteln ausgestattet, im Begriff waren, sich einen Film anzusehen. Der ältere las sachverständig die Filmtitel, die da an der Säule prangten, während der jüngere aus den vorgelesenen Titeln auf den Inhalt des Films seine Rückschlüsse zog. „Versprich mir nichts" sagte der ältere, „ob das was ist? Da spielt der de Kowa mit. Der ist sonst knorke". „Ach was", meinte der jüngere, „das hat meine Mutter sich erst angesehen und die sagt, das sei nicht für uns." Ein anderes Plakat wurde vorgenommen. „Liebe im Schnee", las der ältere. „Mensch hör auf", fiel ihm der jüngere ins Wort, „Liebe, so ein Quatsch. Nein, bloß nichts mit Liebe. Ist da nicht Tom Mix, der Pampasreiter oder was von Rühmann? Denn kann man wenigstens lachen." Aber weder Tom Mix noch Heinz Rühmann waren zu finden, nur Filme, in denen die Liebe das Hauptthema bildete. Da zogen die beiden langsam los und trotteten die Straße hinab. Sie überlegten wohl, was sie sonst noch mit den Groschen, die sie für das Kino bekommen hatten, anfangen könnten. Ich hörte aber noch ein paarmal die Stimme des Jüngeren: „Liebe, so ein Quatsch."

Und ob ich diese Sorge der beiden Kleinen verstand! Nicht viel anders wiederholt sich die Szene in meinem Hause, wenn der Aelteste und seine Schwester ins Kino möchten. Entweder gibt es die bekannten Märchenfilme, die sie schon ein- oder zweimal gesehen haben oder — in der Kindervorstellung wird der Abendfilm geboten. Wenn nur der Titel ganz schwach vermuten läßt, daß er sich für die Kinder eignet, oder er zumindest den Vermerk trägt „Für Jugendliche freigegeben", dann entschließt sich schon der Vater oder die Mutter, den Kindern das „Vergnügen" zu verschaffen. Meist ist es aber kein Vergnügen gewesen. Kommen die Kinder dann nach Hause, sollen sie berichten, was sie gesehen und erlebt haben, ist die Ausbeute mehr als dürftig. „Da war ein Mann, der lief immer herum und sprach mit einer Frau und dann kam noch ein Mann und noch eine Frau und dann sangen sie." „War es denn schön?" will der Vater wissen. Darauf ein langes Gesicht, ein Achselzucken. Und am Ende kommt nicht mehr dabei heraus, als daß der Nachmittag „vertan" ist. Vielleicht ist der Vater nicht sehr böse deswegen, denn er hat wenigstens eine Stunde auf dem Ohr liegen können, ohne daß seine Trabanten ihm die gesuchte Ruhe störten. Ob das aber der Sinn und das Ziel der Kindervorstellung des Kinos ist, muß zumindest bezweifelt werden.

Haben wir keinen deutschen Jugendfilm? Natürlich haben wir einige ganz ausgezeichnete. Aber sie sind bei weitem nicht imstande, den Bedarf zu decken. Kindervorstellungen aber sollen und müssen gegeben werden. Was tut da der Kinovorführer? Was bleibt ihm am Ende auch anderes übrig? Er gibt in der Kindervorstellung den Abendfilm. Dazu die Wochenschau und einen — aber auch nicht immer! — kleinen lustigen Nebenfilm und den Kulturfilm. Gerade dieser letztere wird von leider nur zu vielen als „Füller" bezeichnet. Damit tut man dem deutschen Kulturfilm der Gegenwart aber bitteres Unrecht, denn wir dürfen mit Stolz sagen, daß wir heute Kulturfilme herausbringen, die geradezu vorbildlich sind. Aber gerade deswegen sind sie oft nichts für die Kinder.

Wir wollen es der deutschen Filmindustrie gern glauben, daß sie soviel wirkliche gute Jugendfilme drehen möchte, wie wir benötigen (auch wenn es ein Verlustgeschäft werden sollte!), aber, so sagen diese Männer: wir können den Bedarf nicht decken, denn wir haben nicht genug Ateliers und Darsteller. Also: man muß Jugendfilme aus dem Ausland einführen. Gut, wenn es nicht anders sein kann, wollen wir es hinnehmen. Ist der Jugendfilm des Auslandes gut, soll er uns willkommen sein. Aus Italien haben wir sogar sehr gute Filme für die Kleinen bekommen. Was aber bekommen unsere Kleinen in der Hauptsache zu sehen? Walt Disney's weltbekannte Micky-Maus. Nichts gegen Walt Disney gesagt; er ist ein einfallsreicher Mensch und ein geradezu genialer Zeichner. Er hat sogar schon entzückende Filme aus der Vogelwelt gezeichnet. Aber die Micky-Maus! Warum, so fragt

sich ein harmloses Kindergemüt, wird die Maus von uns Menschen so sehr verachtet? Warum gerät ein gepflegtes Haus sogleich in Unruhe, wenn sich eine Maus blicken oder doch vermuten läßt? Sie ist doch — im Film — ein so allerliebstes Tierchen, ist doch die Retterin der bedrängten Kreatur aus Todesnot. Alle starken Tiere, der Löwe, der Bär, der Wolf und wie sie alle heißen, die sich auf ihre „rohe Kraft" verlassen, sie werden besiegt durch die kleine, unscheinbare, so sehr verachtete und verlästerte Maus. Sie, in der wir das zerstörende Nagetier erkennen, ist die Meisterin des Lebens, die Vertreterin der Wohlfahrt und des Glückes! Ob da eine Absicht zugrunde liegt? Wer weiß das? Ganz ohne Absicht geschieht doch sonst nichts, was aus Amerika kommt. Gewiß, im Film ist sie poussierlich, die kleine Micky-Maus, so drollig und allerliebst, daß man einen wahren Rummel um sie gemacht hat. Aber sie ist eine Maus, gehört ihrer Art nach zu den gefährlichsten Nagern und unterirdischen Wühlern, die wir neben den Ratten kennen. Wir Erwachsenen denken uns bei dem Sinnbild etwas, und das ist auch gut. Kinder sollten sich dabei nichts denken? Täuschen wir uns da nicht, denn ganz unmerklich wird ihr Augenmerk abgebogen von dem Sinnbild, den die Geschichte der Völker den einzelnen Tieren beigab. Und eines Tages könnte es sein, daß nicht der Löwe mehr das Sinnbild der Stärke, daß nicht der Adler mehr Sinnbild der erhabenen Kraft ist, sondern daß die Maus zum Sinnbild des hohen und edlen Menschentums erhoben wird. Die Micky-Maus-Filme sind eine gute Propaganda dafür. Das läßt wohl nicht bestreiten.

Leider sehen zu viele von uns im Film nur den Freund, der uns nach des Tages Lasten und Mühen entspannen will, der uns Freude und Vergnügen und frohe Stunden schenken möchte. Der Film ist mehr, viel mehr. Er ist ein Kulturinstrument von viel größerer Weite und Tiefe. Und seine erziehliche Seite ist nicht die letzte. Trifft das auf uns Erwachsene zu, wieviel mehr auf die Kinder, die alles Gebotene unkritischer, viel gläubiger hinnehmen. Für sie aber fordern wir den Jugendfilm, der mithilft, sie auszurichten auf die großen Fragen deutscher Lebensgestaltung.

Erziehliche Plaudereien

Komm du nur erst in die Schule!

Sie ist beileibe noch nicht ausgestorben, jene Drohung, mit der so manchem Fritzchen oder Lottchen Angst gemacht wird, wenn Vaters oder Mutters Erziehungsversuche an ihnen scheitern, und sie absolut nicht zur „Vernunft" zu bringen sind; wobei besagte „Vernunft" darin besteht, daß Vater und Mutter in Ruhe gelassen werden wollen und durchaus keine Mühe darauf zu verwenden gedenken, all die Dinge zu verstehen, die Fritzchen und Lottchen ausgefressen haben. Bitte, warum soll man — ehe man sich blau ärgert —, die beiden Quälgeister und Unruhestifter nicht darauf hinweisen, daß es eine Einrichtung gibt, in der sie für ihre bösen Taten schon der gerechte Lohn erwartet, wo die Kinder von einem Mann mit dem Rohrstock sozusagen berufsmäßig bestraft werden? Wofür bestraft? Nun, dafür, daß sie kein Einsehen haben und sich nicht nett und vernünftig wie Erwachsene benehmen. Wenn Fritzchen und Lottchen schon mit Schulkindern zusammenkommen, und diese wieder etwas aus der Schule geplaudert haben, so werden sie vielleicht auf die Drohung überlegen und besserwissend antworten: „Ist alles halb so schlimm!" Wir wollen aber zu ihren Gunsten annehmen, daß sie's nicht tun; denn sie würden damit Vaters Zorn nur bis zur Weißglut bringen, der ob dieser schnöden Behauptung auch die letzte Hoffnung auf eine Besserung seiner beiden Tunichtgute scheitern sieht.

Wissen aber Fritzchen und Lottchen überhaupt noch nichts von der Schule, so glauben sie vielleicht dem Vater, und es wird ihnen einigermaßen unbehaglich zumute bei dem Gedanken, daß der erste Schulgang in Aussicht steht und daß man dieser Angelegenheit nicht entgehen kann. Was tut man, wenn ein Unheil hereinzubrechen droht, dem man nicht ausweichen kann? Man sichert sich, so gut es geht, und unsere beiden Taugenichtse werden das gleiche tun. Sie werden sich natürlich keine Hefte unter den Hosenboden legen, um etwaige tätliche Angriffe abzuschwächen, aber man kann sich ja darin üben, kleine Vergehen zu vertuschen, ehe sie entdeckt und möglicherweise bestraft werden. Man braucht ja auch nicht immer die Wahrheit zu sagen, daß man z. B. dem Bleistift selbst die Spitze abgebrochen hat; man kann ja auch die Schuld bequem auf einen andern schieben. Und wenn man mal keine Schularbeiten gemacht hat, dann kann man ja krank sein und zu Hause schön im Bett bleiben. Die Hauptsache ist, daß man sich rechtzeitig vorbereitet, all diesen Gefahren zu begegnen, die da in der Schule auf einen lauern.

Wir Eltern können es verhüten, daß ein Kind schon, bevor es in die Schule geht, in dem Lehrer den Feind sehen lernt, der ihm nur das Leben schwer machen will, indem wir ihm die Drohung ersparen, die ihm die Schule als eine für ungezogene Kinder geschaffene Strafeinrichtung darstellt. Wir könnten es ihm auch ersparen, daß es sich darüber Gedanken macht, wie wohl diesem Feind am besten zu begegnen sei. Die Umstellung, die ein Kind durchmachen muß, wenn es zum erstenmal die Schule betritt und von jetzt ab unter vielen anderen kleinen Jungen und Mädeln leben muß, ist gewiß für manchen Fritz und für manche Lotte nicht so einfach. Wir machen sie ihnen aber noch schwerer, wenn wir ihnen ein falsches Bild vom Schulleben entwerfen. Die Folge ist oft, daß die Kinder in nervöser Erwartung der schrecklichen Dinge harren, die wir ihnen angekündigt haben.

Es kommt doch anders, als wir denken, und Fritzchen und Lottchen kommen trotz unserer Drohung eines Tages angenehm enttäuscht und vielleicht sogar triumphierend nach Hause und sind von ihrer Schule und von ihrem Lehrer begeistert, und wir haben das Nachsehen, wenn sie uns erzählen, daß wir wieder mal alles zu schwarz gemalt haben. Wir müssen dann beschämt zugeben, daß wir doch eigentlich die Unwahrheit gesagt haben und daß ihr Vertrauen zu uns durch unsere eigene Schuld erschüttert worden ist. Das läßt sich aber vermeiden, wenn wir nicht mit der sehr billigen Drohung: „Komm du nur erst in die Schule!" Angst einjagen wollen.

Werner Bastine

*

Kleine Tyrannen

Kinder beginnen schon frühzeitig ihre Umgebung zu tyrannisieren, und zwar noch im unbewußten Zustand gleich nach der Geburt. Fängt ein Säugling mitten in der Nacht zu schreien an, an Kraft und Ausdauer jeden Riesen übertreffend, so springt die junge Mutter auf und sogar der von der Arbeit übermüdete Vater wird

aus seinem tiefen Schlaf gejagt. Was ist geschehen? Die Nachschau in den Windeln verläuft zufriedenstellend, Bäuchlein, Hals, alles in schönster Ordnung. Aber das Kind schreit weiter, trotz sämtlicher „Kuckuck" und „Dada". Die Mutter nimmt das Kind auf den Arm und trägt es im Zimmer spazieren. Es schreit weiter. Der Mann löst die Frau ab und endlich beruhigt sich der Liebling. Nach einer aufregenden Stunde legt sich die Familie wieder zur Ruhe. In der nächsten Nacht dasselbe Theater. Diesmal kennt sich die Mutter schon aus, sie beginnt gleich mit der nächtlichen Promenade. Nach einer Weile verstummt das Geschrei, Baby schläft. Und so geht es jetzt jede Nacht.

Im Säuglingsheim, wo die Kinder gewiß nicht herzlos behandelt werden, schreien sie auch. Eine Nacht, eine zweite Nacht. Zuerst sieht die Schwester nach, wenn aber alles in Ordnung ist, läßt sie es ruhig weiterschreien, sie denkt gar nicht daran, das Kleine herumzutragen. Und siehe da, nach ein paar Nächten fällt es dem Kind gar nicht mehr ein zu schreien, weil es unbewußt erkannt hat, daß die Schreierei zwecklos ist. Also schläft es lieber die Nacht durch.

Später prägt sich der kleine Tyrann schon persönlicher aus. Fritzchen geht früh schlafen. Einmal wacht er um fünf Uhr morgens auf, alles ist ruhig, er langweilt sich. Hunger hat er auch. „Mutti, Kaffee!" brüllt er daher in die tiefe Stille des Zimmers. Mutter und Vater fahren aus dem Schlaf. „Wirst du schlafen!" brummt der Vater. „Der arme Junge hat Hunger", meint die Mutter und reibt sich die Augen. „Ich werde eben aufstehen." Und sie steht auf und kocht Kaffee. Heute und in vielen anderen künftigen Morgenstunden opfert sie ihren Schlaf aus übertriebener Mutterliebe. Eine deutliche Zurechtweisung hätte genügt, um den Jungen an die Hausordnung zu halten. Und der Junge, der zwar darüber nicht weiter nachdenkt, aber sich trotzdem seines Sieges und seiner Wichtigkeit bewußt ist, macht davon reichlich Gebrauch. Er will dieses und jenes, und wenn er es nicht gleich bekommt, tobt er so lange, bis er seinen Willen durchsetzt. Natürlich soll auch ein Kind seinen Willen haben, doch nur so weit, daß es nicht zur Ueberheblichkeit angeregt wird.

Ein Kind, das im Elternhaus ungestraft den Tyrannen spielen darf, wird bald für sein Machtbedürfnis einen größeren Wirkungskreis suchen. Gewohnt, seinen Willen durchzusetzen, versucht es auch über die Spielgefährten zu herrschen. Die Eltern sind vielleicht stolz und entzückt, wenn ihr Kleiner unter seinen Altersgenossen den Ton angibt. Es schadet ja auch nichts, so er seine kleine Persönlichkeit zur

Auf dem Schulweg Aufnahme: E. Hase

Geltung bringt. Aber dabei bleibt es gewöhnlich nicht. Macht verleitet zu Gewalt und Roheit, was weder mit körperlicher Kraft, noch mit persönlichem Mut zu tun hat. Die anderen Kinder fürchten den kleinen Tyrannen in ihrem Kreise, neigen sich vor seinem Willen, da sie selbst nicht so eigensinnig erzogen sind, und lassen sich alles gefallen, verblüfft durch die Frechheit des winzigen Mannes, der dieser und der schlechten Erziehung keine Vorzüge gegenüberzustellen vermag.

Man glaube nicht, daß der kleine Tyrann kraft seines Willens sich im späteren Leben über die andern erheben wird. Erst lerne gehorchen und dann befehlen! Keiner der großen Männer erreichte sein Ziel anders.

Man tut einem Kind nichts Gutes, wenn man es ungestraft herrschen läßt. Denn sobald das Leben ernst wird, heißt es sich beugen, und auch das Beugen will beizeiten gelernt sein, zusammen mit Ordnung, Recht und der Hochachtung vor der Gemeinschaft.

Alle guten Eltern lieben ihre Kinder. Aber die Liebe darf nicht so weit gehen, daß sie schädlich wird. Dem kleinen Tyrannen gebe man daher gleich beim ersten Versuch zur Gewaltherrschaft einen Klaps, dann begreift er sofort, daß er zwar der Mittelpunkt der Welt ist, die Welt aber trotzdem auch den andern gehört. Und dieser Respekt vor den Mitmenschen wirkt sich in erster Linie zu seinem eigenen Vorteil aus. Die Eltern, die ihr Kind vom Anfang an in diesem Sinn erziehen, ersparen ihm und sich viele spätere Unannehmlichkeiten.

Elisabeth Urban.

Leser fragen – wir antworten

Wer ist jüdischer Mischling? / Was ist ihnen erlaubt, was nicht?

Ein Leser fragt:

Als Großvater, Erzieher und gesetzlicher Vormund über meinen Enkel, einen unehelichen, jetzt 12 Jahre alten Mischling, bitte ich um Auskunft: welche Rechte und Pflichten hat mein Zögling und was ist ihm verboten?

P. S.

Wir antworten:

Das Gesetz unterscheidet:

Deutschblütige, das sind solche, deren Großelternteile rein deutschblütig sind; sie gehören der deutschen Bluts- und Volksgemeinschaft an und können Reichsbürger werden.

Juden, das sind solche, deren Großelternteile jüdisch sind; sie gehören der jüdischen Bluts- und Volksgemeinschaft an und können **keine** Reichsbürger werden.

Ebenfalls zur jüdischen Rasse gehören solche, bei denen drei Großelternteile jüdisch und nur 1 Großelternteil deutschblütig ist; auch sie zählen zur jüdischen Bluts- und Volksgemeinschaft und können **keine** Reichsbürger werden.

Mischling zweiten Grades sind solche, bei denen ein Großelternteil jüdisch und drei Großelternteile deutschblütig sind, sie gehören nur der deutschen Volksgemeinschaft an.

Mischling ersten Grades sind solche, bei denen zwei Großelternteile jüdisch und zwei Großelternteile deutschblütig sind; auch sie gehören nur der deutschen Volksgemeinschaft an.

Als Jude gilt auch ein Mischling, gleich welchen Grades, der der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört oder ein Mischling, der mit einem Juden verheiratet ist. Deren Kinder werden ebenfalls Juden. Ferner ein Mischling, der aus einer Ehe mit einem Juden stammt, die nach dem 17. September 1935 geschlossen ist. Endlich, ein Mischling, der aus **verbotenem** außerehelichen Verkehr mit einem Juden stammt und der nach dem 31. Juli 1936 geboren ist.

Was ist den jüdischen Mischlingen erlaubt?

Beide, zweiten und ersten Grades, besitzen das vorläufige Reichsbürgerrecht, dürfen die Reichs- und Nationalflagge zeigen und den deutschen Gruß anwenden.

Die Eheschließung dagegen ist **verboten**: zwischen Juden und einem Mischling zweiten Grades und zwischen Mischlingen zweiten Grades. **Gestattet** ist die Eheschließung zwischen einem Deutschblütigen und einem Mischling zweiten Grades (das Kind gilt dann als deutschblütig), zwischen Mischlingen ersten Grades (das Kind gilt dann als Mischling ersten Grades). Die Eheschließung ist ferner möglich, jedoch mit vorheriger Genehmigung zwischen einem Deutschblütigen und einem Mischling ersten Grades und zwischen einem Mischling ersten und einem Mischling zweiten Grades. Die Genehmigung hierzu erteilen der Reichsinnenminister und der Stellvertreter des Führers.

Sie dürfen Mitglieder der NSV. und der DAF. werden, jedoch keine Amtswalterstellungen bekleiden. Auch können sie an KdF.-Veranstaltungen teilnehmen.

Sie müssen ihre Arbeitsdienstpflicht erfüllen, können jedoch keine Vorgesetzte werden; ebenso besteht für sie die Dienstpflicht in der Wehrmacht und die Luftschutzdienstpflicht. Bei letzterer können sie zu Arbeiten mit Anordnungsbefugnissen herangezogen werden, wenn dies zum Schutz der eigenen Person oder des Eigentums notwendig wird.

Sie können ohne Beschränkung ein Handwerk erlernen.

Der Besuch der Hochschulen sowie aller anderen Schulen ist ihnen erlaubt.

Was ist den jüdischen Mischlingen verboten?

Sie können nicht Mitglieder der Partei oder ihrer Gliederungen sein. Sie dürfen nicht dem NS.-Rechtswahrerbund, dem NS.-Aerztebund, NS.-Lehrerbund, Reichsbund der deutschen Beamten, NS.-Kriegsopferversorgung, NS.-Bund deutscher Techniker angehören.

Sie dürfen nicht Mitglieder der Werkscharen der DAF. und nicht Mitglieder des Reichskriegerbundes sein.

Sie können weder Mitglieder noch Amtswalter im Reichsluftschutzbund werden. Ebenso können sie nicht Mitglieder des Reichskolonialbundes, in der Technischen Nothilfe und des NS.-Reichsbundes für Leibesübungen sein.

In sonstigen Vereinen und Verbänden kann die Mitgliedschaft erworben werden, sofern die Satzungsbestimmungen dies nicht verbieten.

Mischlinge ersten Grades können nicht Beamte werden, auch nicht Ehegatten von Beamten; für die Mischlinge zweiten Grades sind Ausnahmen mit besonderer Genehmigung zulässig.

Sie können nicht Bauer sein.

Sie können nicht zum Arzt und zum Rechtsanwalt bestellt werden, auch nicht Deutschblütige, die mit einer Jüdin oder einem Mischling verheiratet sind. Sie können weder Schriftleiter noch Zeitungsverleger werden.

Ihre Mitgliedschaft in der Reichskulturkammer ist nur ausnahmsweise möglich. Dazu bedarf es einer besonderen Genehmigung.

Fragen die uns angehen

Welche Mädel müssen das Pflichtjahr ableisten?

Durch die Anordnung des Beauftragten für den Vierjahresplan ist das weibliche Pflichtjahr mit Wirkung vom 1. März 1938 eingeführt worden. Es verlangt von jedem deutschen Mädchen unter 25 Jahren, das in der gewerblichen Wirtschaft oder in der öffentlichen Verwaltung als Arbeiterin oder Angestellte tätig werden will, den Nachweis einer mindestens einjährigen Tätigkeit in der Land- oder Hauswirtschaft. Das weibliche Pflichtjahr soll der Land- und Hauswirtschaft, besonders der überlasteten Bauersfrau und den kinderreichen Familien die notwendigen Hilfskräfte zuführen. Daneben soll es ganz allgemein das Interesse der weiblichen Jugend für die Land- und Hauswirtschaft wecken.

Aus Gründen des Arbeitseinsatzes forderte die Durchführungsanordnung vom 16. Februar 1938 die Ableistung des weiblichen Pflichtjahres zunächst nur für solche ledigen weiblichen Arbeitskräfte unter 25 Jahren, die vor dem 1. März 1938 noch nicht als Arbeiterinnen oder Angestellte beschäftigt waren und nach diesem Zeitpunkt im Bekleidungsgewerbe, in der Textilindustrie, der Tabakindustrie oder in einem kaufmännischen oder Büroberuf tätig werden wollten.

Der ständig zunehmende Mangel an weiblichen Arbeitskräften in der Land- und Hauswirtschaft macht es notwendig, den Kreis der Personen, die den Bestimmungen des weiblichen Pflichtjahres unterliegen, zu erweitern. Das ist durch eine neue Durchführungsanordnung geschehen, die am 1. Januar 1939 in Kraft getreten ist.

Nach dieser neuen Durchführungsanordnung ist die Ableistung des Pflichtjahres grundsätzlich von allen ledigen weiblichen Arbeitskräften unter 25 Jahren zu fordern, die vor dem 1. März 1938 noch nicht als Arbeiterinnen oder Angestellte beschäftigt waren und eine solche Beschäftigung aufnehmen wollen. Die bisherige Beschränkung auf einzelne Berufsgruppen ist damit gefallen. Voraussetzung für die Anerkennung als weibliches Pflichtjahr ist weiterhin, daß die einjährige Tätigkeit in der Land- und Hauswirtschaft mit Zustimmung des Arbeitsamts ausgeübt worden ist. Die Zustimmung ist vor Antritt der Arbeitsstelle beim zuständigen Arbeitsamt einzuholen. Sie wird nur erteilt, wenn die Beschäftigung nach Art und Bedeutung dem Zweck des Pflichtjahres entspricht und der Antritt der betreffenden Stelle arbeitseinsatzmäßig erwünscht ist.

Im Gegensatz zur bisherigen Regelung wird künftig auch die im Landjahr verbrachte Zeit bis zur Dauer eines halben Jahres auf das Pflichtjahr angerechnet. Ebenso können land- und hauswirtschaftliche Ausbildungen in staatlich anerkannten Lehranstalten bis zur Dauer eines halben Jahres auf das Pflichtjahr angerechnet werden, wenn vor Beginn der Ausbildung die Zustimmung des Arbeitsamts erteilt worden ist.

Verschiedene Berufe für Lehrlinge gesperrt

Es dauert nur noch wenige Wochen, bis ein neuer Jahrgang die Schule verläßt und sich für einen Beruf entscheiden muß. Neigung und Befähigung sind bei dieser Wahl für gewöhnlich ausschlaggebende Faktoren. Aber in einem Staat, der wie Deutschland eine ungeheure Arbeit zu bewältigen hat und insbesondere auf vielen Gebieten bereits einen Mangel an Arbeitskräften aufweist, kann eine individuelle Berufswahl nur solange möglich sein, als nicht die Wirtschaft des Staates selbst dadurch in Konflikt kommt.

Wir haben heute Industriezweige, die besonders unter Arbeitermangel leiden, und die deshalb insbesondere eines umfassenden Nachwuchses bedürfen. Hierzu gehört vor allem die metallschaffende und die metallverarbeitende Industrie, die Bauwirtschaft, der Bergbau und nicht zuletzt die Landwirtschaft. Die Sicherstellung von Arbeitskräften muß bei der Wichtigkeit, die diese Wirtschaftszweige darstellen, unbedingt vorgenommen werden. Bei dem vorhandenen Nachwuchs wird man dabei aber vor die unumstößliche Tatsache gestellt, daß eine Befriedigung des Nachwuchses bei diesen Zweigen der Wirtschaft nur möglich ist auf Kosten anderer. Andere Berufsgruppen werden also Opfer bringen müssen, eine andere Lösung scheint es nicht zu geben.

Ohne einer Entscheidung vorzugreifen, hat sich das Amt für Berufserziehung und Betriebsführung der DAF. in der „Deutschen Volkswirtschaft" mit diesem Fragenkomplex befaßt und stellt sich auf den Standpunkt, daß sich wohl die Durchführung von Sperrmaßnahmen für eine größere Anzahl von Berufen nicht umgehen lassen werde.

Der Präsident der Reichsanstalt habe erklärt, daß im Interesse eines kontinuierlichen Altersaufbaues der Berufe völlige Unterbrechungen der Nachwuchszufuhr an sich unerwünscht erschienen. Dieser Ansicht müsse beigetreten werden mit der Einschränkung, daß dennoch mehrere Berufe sich eine auf ein bis höchstens zwei Jahre sich erstreckende völlige oder teilweise Sperre der Nachwuchszuführung gefallen lassen könnten.

Unter Berücksichtigung der erforderlich erscheinenden Entwicklung ließen sich nach Meinung des DAF.-Amtes Einsparungen schon 1939 zugunsten der vordringlichen Berufe machen, indem z. B. für 1939 rund 35 000 Neunachwuchs nicht in bestimmte Arbeiter- und Handwerkerberufe hineingelassen wird. Weiter könnten bei den Arbeiteranlernberufen Kürzungen um etwa 8000, bei den Hilfsarbeitern um 15 000, bei den Angestelltenberufen um 20 000 und bei den Beamtenanwärtern um etwa 10 000 vorgenommen werden. Das wären rund 88 000 männlicher Nachwuchs zusätzlich für die Mangelberufe. Im einzelnen denkt dieser Vorschlag u. a. an Kürzungen des Nachwuchses für Bäcker, Konditoren, Fleischer, Schneider, Frisöre, Tapezierer, Buchbinder, Tischler und Kellner.

Neues Jugendschutzgesetz

Am 1. Januar trat das Jugendschutzgesetz vom 30. April 1938 in Kraft. Der Reichsarbeitsminister hat zu diesem Gesetz im Dezember eine Ausführungsverordnung erlassen, die unter anderem die Zulassung der Kinderarbeit an strenge Voraussetzungen knüpft. Arbeitskarten, die für die Beschäftigung eigener und fremder Kinder erforderlich sind, werden in Zukunft von den Gewerbeaufsichtsämtern ausgestellt. Entsprechende Anträge sind bei der für den Wohnort des Kindes zuständigen Ortspolizeibehörde zu stellen. An der Vorprüfung sind ferner die Schulbehörde, das Jugendamt und die zuständige Dienststelle des Jugendführers des Deutschen Reiches beteiligt. Um den Uebergang zu erleichtern, dürfen Kinder noch bis zum 31. Januar 1939 ohne Arbeitskarte, allerdings nur in den im Jugendschutzgesetz zugelassenen Grenzen beschäftigt werden. Nach diesem Zeitpunkt ist die Beschäftigung nur noch zulässig, wenn der Unternehmer im Besitz der Arbeitskarte ist. Da Zuwiderhandlungen mit Strafe bedroht sind, wird empfohlen, rechtzeitig Arbeitskarten für die in Betracht kommenden Kinder zu beantragen.

Der Reichsarbeitsminister hat ferner im Dezember eine Ausführungsverordnung zur Arbeitszeitordnung vom 30. April 1938 erlassen, die vom 1. Januar an nur noch für erwachsene Gefolgschaftsmitglieder gilt. Der Schutz der Gefolgschaftsmitglieder in Gast- und Schankwirtschaften wird in dieser Ausführungsverordnung durch Festsetzung von Mindestruhezeiten besonders berücksichtigt. Außerdem sind für Kraftfahrer und Beifahrer im Interesse des Gesundheits- und Unfallschutzes bestimmte Arbeitszeiten, insbesondere für den reinen Dienst am Steuer, bestimmte Pausen und Mindestruhezeiten vorgeschrieben. Jeder Kraftfahrer und Beifahrer muß außerdem ein Fahrtenbuch führen, in das die Arbeits- und Ruhezeiten fortlaufend einzutragen sind.

Wuz

Sorglos ruht Wuz, der mächtige Keiler, im mollig-warmen Lager. Er hat sich auf die Seite gelegt und alle Viere von sich gestreckt. Ruhe und Bequemlichkeit liebt er über alles.

Ganz eng und klein ist seine Welt. Dicht umstehen die Jungfichten sein Bett und schirmen ihn mit ihren Zweigen. — Totenstill ist's in der großen Dickung. Der dichte Schneehang verschluckt jeden Laut. —

Da — was war das?

Der Keiler schreckt aus seinem wachsamen Halbschlafe auf und hebt den Kopf. Angestrengt lauscht er in die Winterstille. Nichts.

Gerade will er beruhigt weiterschlafen, da durchzuckt es ihn: Mensch! Und jetzt: Hund! Fern noch und unbestimmt, vernehmbar nur seinem scharfen Ohr.

Mißtrauisch lauscht und windet er. Immer noch aber hebt er nur den Kopf. Das Lager ist so bequem und warm!

Doch was für eine seltsame Unruhe durchzittert den Forst: ein Häher kreischt, Meisen warnen. Wuz weiß diese Stimmen zu deuten! Gefahr, Gefahr! ruft der große bunte Vogel seinen Freunden zu; Achtung, Gefahr! Doch der Häher ist ein Schalk; nicht immer ist Verlaß auf ihn.

Doch jetzt, ganz deutlich: Menschenstimmen! Nicht mehr heimlich und verstohlen, sondern unbekümmert und laut: Hu—Su; hu—Su! Das ist das Schicksal! Und jetzt, noch weit, Hundegekläff! Jawohl, das ekelhafte Gekläff der verhaßten Todfeinde.

Da prasseln und poltern aufgeschreckt drei, vier Hirsche an ihm vorbei, daß es bricht und kracht.

Da steht Wuz auf den Läufen. Mit verzweifelter Anstrengung arbeiten alle seine Sinne. Er fühlt es: es geht ums Leben! Doch er ist erfahren genug und weiß, daß ihn nur die ruhige Ueberlegung retten kann. — Jiff jaff—jiff jaff!

Giftiger Hetzlaut, Prasseln, Knacken, nicht weit von ihm. Die Hunde sind hinter einer Rotte her! In atemloser Hast brechen die überraschten Sauen durch das Dickicht, spritzen hin und her, immer die Peiniger auf den Fersen. Die lassen nicht locker. Und jetzt haben sie ihr Ziel erreicht: die Rotte ist gesprengt! Nach drei Seiten fahren die Geängstigten auseinander.

Jiff jaff—jiff jaff!

Völlig kopflos schießen die Sauen durchs dichte Gestrüpp. Kaum vermögen ihnen die Hunde zu folgen. Schnurgerade jagen sie auf den West- und Nordrand der Dickung zu. Nur hinaus, hinaus aus dem Hexenkessel! Jetzt nähern sich die beiden Bachen dem Dickichtrande.

Der noch junge Schütze hört sie brechen. Sein Herz pocht. Wie eine Bildsäule steht er. Nur keine Bewegung, nicht die geringste! Seine Augen versuchen die schneesilberne Mauer zu durchdringen — vergebens. Da, halb rechts, in eine weiße Wolke gehüllt, poltern zwei schwarze Teufel aus dem Geäst, schießen in voller Fahrt über den Weg!

Der Schütze reißt den Drilling an die Backe und wirft den Schuß hin — zu spät . . .

Kaum hören die Tiere den scharfen Knall. Atemlos hasten sie davon, querwaldein, verschwinden wie Schemen zwischen den Stämmen . . .

Jetzt fällt auch an der Nordseite ein Schuß, noch einer.

Wuz bebt vor Erregung und Zorn. Aeußerlich aber bleibt er ruhig. Ganz langsam schiebt er sich vor, sichert, prüft den Wind, bleibt immer in Deckung, bis ihm ein heller Schein den Rand der Dickung verrät. Sein untrüglicher Instinkt sagt ihm, daß dort die Gefahr auf ihn lauert. Soll er zurück? Dahin, wo er es knacken und brechen hört? Ekle Witterung schlägt ihm von dort entgegen, wird immer lästiger, drückt ihn gegen den Westrand. Unschlüssig zieht er hin und her. Immer wieder steht er und lauscht. Soll er sich still aus der Dickung drücken?

Da — uöff wöff!

Er wirft sich herum und rast zurück! Er hat an einer unvorsichtigen Bewegung den lauernden Schützen erkannt! Keine Macht der Welt vermöchte ihn hier aus dem Dickicht zu treiben. Nie, nimmermehr! Jetzt weiß er, woran er ist!

Immer näher kommen die Treiber.

Sie kriechen unter die Zweige durch, umgehen undurchdringliches Gestrüpp, klopfen gegen die Stämme, lachen und schelten, schnaufen und prusten. Es ist kein Vergnügen, eine solche Dickung durchzudrücken!

Hu—Su! Hu—Su!

Die Rufe der Treiber stören Wuz kaum. Im Gegenteil: er vermag so ganz genau die beste Stelle für einen Durchbruch nach rückwärts herauszufinden.

Hu—Su! Hu—Su!

Immer näher kommen die Treiber. Vorsichtig wie ein Schatten, zieht ihnen Wuz entgegen. Will der geriebene Bursche dort, wo sich zwei besonders laut unterhalten, durchbrechen? Oder will er sich still drücken und die verhaßten Zweibeine vorübergehen lassen?

Still schiebt er sich in einen großen, dichten Brombeerbusch. Ueberall ist hier der Boden zernarbt von den Fahrten der Sauen und den Spuren der Hunde. So kann ihn seine eigene Fährte nicht verraten.

Immer mehr nähern sich die Treiber. Jetzt sind sie angelangt. Hu—Su! Hu—Su! Sie umgehen das Dickicht. Sie haben genug vom Schnee, der auf jeder Ranke, jedem Aste, jeder Nadel liegt, der ihnen in Stiefel und Hals, in Taschen und Aermel rieselt. Nein, es ist kein Vergnügen, hier hindurchzukriechen!

Alle Sinne des Tieres sind zum Zerreißen gespannt. Jetzt schlägt ein Treiber mit seinem Stocke auf die Büsche, nur wenige Meter von Wuz entfernt. Der zuckt zusammen. Soll er den Gegner über den Haufen rennen? Nein! Er hält auch diese Nervenprobe aus!

Leiser und leiser wird das Brechen und Knacken, das Rufen und Bellen, und nun ist der Lärm verstummt. Die große Stille erfüllt den Forst.

Dunkler und dunkler wird's. Unzählige Sterne blitzen am hohen Himmel auf. Es ist, als rieselte ihr Licht hernieder auf den glitzernden Schnee.

Feierlich schweigt der Winterwald . .

Erich Kloß.

Was können unsere Kinder werden?

Der Berufsberater spricht:

Daß ein Volksgenosse zu seinem Berufe berufen sein müsse, um etwas Tüchtiges leisten zu können, wird heute sehr oft gesagt. Vielleicht schon ein wenig zu oft. Nicht, daß diese Wahrheit durch ihre allzuhäufige Wiederholung etwas von ihrer Richtigkeit einbüßte; aber die allzu vertrauensvolle Selbstverständlichkeit, mit der man diese Wahrheit immer und immer wieder ausspricht, hat leider zur Folge, daß viele Volksgenossen sich gar nichts mehr dabei denken, daß ihre Einsicht immer flacher wird und nicht mehr in die Tiefe des hier gemeinten Sachverhalts hineinreicht. Hand aufs Herz, wer beruft uns denn zu unserem Beruf? Der „Himmel", an den manche Ueberschwängliche zuerst denken mögen, tut es wohl nur sehr selten. Kann sein, daß dem künstlerischen, dem wissenschaftlichen Genie eines Tages die Offenbarung seiner höheren Bestimmung aufgeht; öfter noch tappt es, wie die Lebensdarstellungen großer Männer uns nachweisen, lange Jahre in der Irre. Und in wieviel mehr Fällen ist die Ueberzeugung einer solchen „höheren Berufung" nur eine verhängnisvolle Scheinerkenntnis und ein fataler Selbstbetrug, eine schöne Ausrede vor sich selbst! Wir alle kennen diese unglücklichen „Künstler", die niemandem etwas nütze sind, die nur in ihrer eigenen überheblichen Einbildung leben; und auch über die kauzigen „Forscher" und „Erfinder", die als verkannte Genies durch ein armes und einsames Leben gehen, über die weltabgewandten und volksfremden „Gelehrten" haben wir heute eine wenig freundliche Meinung. Daß große, ihrer Zeit vorauseilende Geister so häufig verkannt und angefeindet werden von ihren Zeitgenossen, berechtigt noch lange nicht umgekehrt jeden abseitigen Phantasten, auf eine bessere Nachwelt zu vertrauen. — Mit der eigenen Einsicht in das Berufensein oder Nicht-Berufensein ist es also schlimm bestellt. Der Dichter Scheffel hatte jedenfalls nicht ganz unrecht, wenn er scherzhaft meinte, daß ein jeder das am liebsten treibe, wozu er am wenigsten Beruf hat; wobei er unter „Beruf" doch offensichtlich die tatsächliche Eignung zu etwas versteht. Und schon Friedrich der Große hat zu seiner Zeit dieses Uebel des Manns am falschen Platz beobachten können. Er schreibt einmal an Voltaire: „Eine Hauptquelle des Elends ist, daß die Menschen nicht an ihrer rechten Stelle sind. Mancher Kaufmann würde besser ein Pächter, mancher Staatsmann ein Stallmeister, mancher Kardinal ein Küster geworden sein."

Wer also, wenn nicht der dunkle Drang des Herzens, beruft zu einem Beruf? Ach, es ist noch immer vielfach der Ehrgeiz der Eltern, das Beispiel eines Bekannten oder auch Unbekannten, der Wunsch nach einem guten Einkommen und nach einer gesicherten Lebensstellung (mit Pensionsberechtigung!), hier und da auch einmal reiner Zufall oder Trotz gegen elterliche Wünsche.

Es gibt sehr viele Eltern, denen die Berufsberatung des Arbeitsamtes und erst recht die Eignungsprüfung ein Dorn im Auge ist: früher sei es doch auch ohne solche „Schwierigkeiten" gegangen! Wer nach eigener Lebensstellung oder geldlichem Vermögen für sein Kind eine „Karriere" zu erwarten sich selbstverständlich berechtigt glaubt, der schimpft, weil hier durch Vor-

prüfungen und Beratungen etwas scheinbar ganz Sicheres gefährdet erscheint; Eltern aus Arbeiterberufen wittern, in tiefem Mißtrauen gegen den Staat erzogen, in Arbeitsamt und Eignungsprüfer immer noch leicht klassenkämpferische Tendenzen und Zäune, die ihren Jungen oder ihr Mädel am Hochkommen behindern sollen. Beide Elterngruppen mißverstehen die heutige Situation gänzlich.

Zu allererst muß einmal als eine geschichtliche Tatsache deutlich ausgesprochen werden: diese „frühere Zeit", da jeder nach seinem „freien" Wunsche und nach dem Wunsche seiner Eltern werden durfte, was er wollte oder was die Eltern wollten, hat es nur sehr kurze Zeit hindurch und auch nur in der Stadt und auch da nur in bestimmten Kreisen wirklich gegeben. Immerhin hat diese Zeit der „Freiheit" vollauf genügt um eine grenzenlose Verwirrung im Arbeitsleben der Nation anzurichten. Die Meinung, daß man in der Stadt werden könne, was man gerne möchte, ist bis zum heutigen Tage einer der verhängnisvollsten Antriebe zur Landflucht, zur Abwanderung vom Dorf. Die irrsinnige Auffassung, daß ein „Beruf mit Abitur" etwas Besseres und Feineres sei als ein Beruf mit „nur" Volksschule, der verbrecherische Dünkel, den viele „Akademiker" dem Arbeiter, dem Handwerker, aber auch dem nichtakademischen Techniker gegenüber an den Tag legten, die greisenhafte Ueberschätzung pensionsberechtigter Beamtenstellungen in den Köpfen junger Menschen: das alles und anderes hat zu einer Ueberschwemmung der Höheren Schulen, selbst der Hochschulen geführt und zu einem Elend der mit Staatsexamen und Doktordiplom ausgestatteten Berufsanwärter, von dem man sich als Außenstehender nur schwer eine Vorstellung machen kann. Hier waren fähige, wenn auch in eine falsche Richtung gelenkte Volksgenossen für ihre besten Jahre lahmgelegt, ihre Familiengründung war auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben, und in anderen Arbeitsgebieten kam man nicht vorwärts, weil dort die Tüchtigen fehlten und die Nichtskönner einander gegenseitig beargwöhnten. Wir alle wissen noch von einer Zeit, in der ein Handwerk lernen zu müssen den Kindern mancher „besseren" Familien als Strafe angedroht wurde und wo der studierte Sohn es als Resignation und „verpatztes Leben" ansah, wenn er die Firma oder das Gut des Vaters übernehmen sollte. Die Frage, ob die Firma oder das Gut nicht vielleicht mehr zu bedauern wäre wegen dieses neuen Führers, wurde gewöhnlich erst dann aufgeworfen, wenn es gründlich schief gegangen war. Hätte es nicht selbst im ärgsten Wirrwarr so viele Ausnahmen wirklich Berufener und Auserwählter gegeben, dann hätten wir dort nicht wieder herausgefunden. — Nun muß aber endlich gesagt werden, daß die Berufung ursprünglich (in vielen Fällen ist das auch während der liberalistischen Zeit so geblieben) weder von den Menschen, noch von übermenschlichen Wesen ausgegangen ist, sondern von der Aufgabe und vom Werk. Ein Bauernhof ruft seinen jungen Bauer nach der Erbfolge; junges Kolonialland ruft wagemutige, entschlußkräftige, arbeitswillige Pioniere — es sind zu keiner Zeit die Schlechten gewesen, die Neuland besiedelten. In der Zunft des mittelalterlichen Handwerks, in der Kaufmannsgilde, im Amts- und Militäradel wächst der Sohn in den Beruf, in die Tätigkeit und Würde seines Vaters hinein und kommt gar nicht auf die Idee, einen anderen Weg gehen zu können. Die persönliche Eignung wird hier von klein auf in einer vorbestimmten Richtung gesucht, ausgebildet und trainiert; schließlich ist der neue Meister, der neue Handelsherr, der junge Beamte oder Krieger über oder unter dem Durchschnitt seiner Standesgenossen, für eine andere Leistung käme er aber überhaupt gar nicht in Betracht. Wo es, wie in Kolonialstädten z. B., in Kriegen und Fehden, bei neuen Plänen des Fürsten, des Königs mehr Aufgaben gab als von vornherein dazu privilegierte Menschen, da hatte der tüchtige Zuzügler eine Chance; überall sonst blieb er der Fremde und stand gegen die Eingesessenen zurück. Aber für den Tüchtigen wie für den Untüchtigen war das Entscheidende nicht sein persönlicher Wunsch, sondern die Aufgabe, in die er hineingeboren oder durch das Glück hineingestellt war. Erst seit der Renaissance und in der Entwicklung des neuen Individualismus entstand auch die Vorstellung, daß man vom eigenen Geist getrieben „einen Beruf ergreifen" könne. Schon Friedrich der Große, der auf der Höhe dieses Individualismus lebte, zog, wie wir oben gesehen haben, die persönliche Eignung zu vielen so „ergriffenen" Berufen spöttisch in Zweifel.

Der Nationalsozialismus kann und will nicht zu den Regelungen der Vergangenheit zurück; er kann und will aber noch viel weniger die Verteilung der jungen Volksgenossen auf die einzelnen Berufskreise dem guten Zufall, dem Ehrgeiz oder dem Geldbeutel der zugehörigen Väter überlassen. Im nationalsozialistischen Staate ist es die Volksgemeinschaft, die letzten Endes den Einzelnen an seinen Platz beruft; und indem sie durch ihre Organe seine Eignung zu einer bestimmten Leistung feststellt, bestätigt sie die Berufung. Die nationalsozialistische Berufslenkung verzichtet aus guten Gründen darauf, dem einzelnen Volksgenossen eine Aufgabe zu stellen, ihn in einen bestimmten Beruf zu schicken, ohne ihn zu fragen; man weiß das persönliche Interesse, den ausgeprägten individuellen Berufswunsch, den auf ein vorgefaßtes Ziel gerichteten Leistungswillen in seinem Wert sehr wohl zu schätzen. Der arbeitende Volksgenosse ist ja keine Maschine, kein Sklave, er ist und muß sein ein selbstverantwortlicher Mitarbeiter. Auf der anderen Seite kann es ein Staat, der sich nicht selbst aufgeben will, keinesfalls dulden, daß wichtige Aufgaben ungelöst bleiben oder nur unzulänglich erfüllt werden aus Mangel an Arbeitskräften. So hat Reichsminister Darré Maßnahmen gegen die Landflucht angekündigt, die den ländlichen Volksgenossen ohne Zweifel in seiner Berufswahl auf das ländliche Leben beschränken werden; grundsätzlich rechnet aber die staatliche Berufslenkung mit dem freien Willen und mit der zu gewinnenden Einsicht der einzelnen Volksgenossen. Die Vermittlung zwischen den vom Staat herausgestellten Berufsaufgaben und den Wünschen der ins Berufsausbildungsalter eintretenden Volksgenossen obliegt der Berufsberatung, wo gleich durch eine erste Prüfung die körperliche und geistige Eignung festgestellt wird. Wo für die schon im Beruf Stehenden eine Aenderung der Berufswege aus staatlichen oder persönlichen Gründen nötig wird, vermittelt die zuständige Organisation der Deutschen Arbeitsfront die Umschulung auf einen neuen Beruf, der fruchtbarere Leistung für den allgemeinen Nutzen verbürgt. Indem dann die einzelnen berufsständischen Organisationen durch Zwischenprüfungen, Gehilfenprüfungen, Meisterprüfungen usw. den einzelnen immer neu erproben und ihm durch Fachkurse, durch Hinweis auf Fachschulen, durch das Fachbuch und die Fachzeitung ununterbrochen zu weiterer Fortbildung Gelegenheit geben, indem die Deutsche Arbeitsfront durch den Reichsberufswettkampf immer wieder die besten Leistungen heraussiebt, tritt unter den einmal zu einem Beruf Berufenen eine neue, höhere Berufung, eine Auswahl zur Führerschaft, ein. Gerade dieses Prüfungssystem, das die Geprüften aber nie sich selbst überläßt, sondern sie zu immer neuer, höherer Leistung erzieht und heranbildet, hat die liberalistischen Triebkräfte des Aufstiegs nach Möglichkeit völlig ausgeschaltet. Nicht das Geld der Eltern, nicht die dünkelhafte Einbildung, nicht der mehr oder minder glückliche Zufall führt aufwärts, sondern einzig und allein die von Prüfung zu Prüfung erprobte Berufsleistung. Dabei ist keine dieser neuen Prüfungen ein Examen im Sinne des Angsttraums früherer Schulprüfungen; jede ist ein Wettbewerb praktischer, selbstverständlich dabei auch wissensmäßiger Bewährung.

Hans Hajek

Neue Preisaufgabe

Karlheinz und Anneliese bekamen einen Brief, den sie mehr als einmal lesen mußten, um hinter den Sinn zu kommen. Dann aber merkten sie, daß sich ihr Vetter Günter einen Scherz erlaubt hatte. Die Geschwister sollten nämlich erraten, wo ihre beiden Vettern die Ferien zugebracht hatten. Und Karlheinz und Anneliese haben es erraten. Nun fragt es sich, ob ihr das auch fertig bringt. Der Brief lautete:

Lieber Karlheinz und liebe Anneliese!

Da ich keine Zeit habe, Euch ausführlich zu schreiben, wo wir in den Ferien waren, und was wir erlebten, müßt Ihr raten, wo wir uns aufhielten. — Kurt reiste weit. Natürlich hatte er seinen Photoapparat mit und knipste Dome und Münster, dafür sparte er am Essen. Er ist sehr zuversichtlich und glaubt, daß er beim Schwimmen siegen wird. Er vergaß ja auch nie zu baden. Von der Eisenbahn trennte er sich sehr schwer; am liebsten hätte er zum Abschied noch die Zugspitze umarmt. — Ich hatte auf der Reise Pech, denn ich setzte mich im Abteil auf einen Herrnhut, nachher stolperte ich in der Halle eines Bahnhofes einer Marktfrau in den Eierkorb. Wir Jungens brocken uns eben oft was ein! Als ich dann später meiner Schwester Hildes Heim sah, war ich heil froh, am Ziel zu sein. Von nun an hatte ich mehr Glück! Stadt und Land gefielen mir. Es war überall herrlich. — So, nun ratet, wo wir waren!

Herzliche Grüße sendet Euch Günter.

Ja, nun ratet einmal. Um euch eine kleine Stütze zu geben, will ich euch verraten, daß es elf Ortspunkte sind. Wer sie herausfindet und sie mir bis zum 20. Februar 1939 auf einer Postkarte an die „Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte", Berlin C2, Wallstraße 17—18, einsendet, der hat Anwartschaft auf die bekannten Preise: 1. Preis 10,— RM, 2. Preis 5,— RM, 3. bis 7. Preis je ein wertvolles Jugendbuch. Gehen mehr als sieben richtige Lösungen ein, entscheidet das Los.

Nun wollen wir einmal sehen, wer in der Geographiestunde gut aufgepaßt hat.

Mit herzlichen Grüßen und Heil Hitler! verbleibe ich euer Fritz.

Wer schreibt mit mir?

Brieffreundschaft wünschen Elisabeth B. aus Bielefeld mit einem Mädel in Pommern, desgleichen Annemarie K. aus Dortmund mit Mädel aus der Ostmark, ferner Waldemar B. aus Stuttgart mit Jungen aus Thüringen und Karlheinz D. aus Sachsen mit Jungen von der Waterkant.

Wer sonst noch Brieffreundschaft wünscht, schreibe mir, damit ich helfen kann.

Schreibt mir bitte sogleich eure Adressen und euer Alter, damit ich die Adressen gegenseitig austauschen kann. Ich wünsche euch dann einen anregenden Briefwechsel, aus dem sich eine gute Freundschaft entwickeln möge.

Fritz.

Kinderwarte

Die Fahrt zur Eiskönigin

Wintermärchen und Wintertraum

Der Schnee wirbelte vom Himmel, und es war recht kalt draußen. Da saßen Hans und Lisa am Ofen bei der Großmutter; sie erzählte ein wunderhübsches Märchen von der weißen Schneekönigin, die am Nordpol wohnte. Die beiden Kleinen hörten mit glänzenden Augen zu. Und als die Mutter kam und sie ins Bett brachte, waren sie sehr traurig. Aber es half nichts, sie mußten nun schlafen. Lange lagen sie noch wach und wünschten sich, auch bei der Schneekönigin zu sein. Da tat sich die Tür auf, und herein

trat eine Schneeflocke, luftig und zart. Sie trat an die Betten der beiden und sagte fein: „Schönen herzlichen Gruß von der Schneekönigin, und da ihr euch wünscht, sie zu besuchen, so soll euch dieser Wunsch heute nacht gewährt werden.“

Hans und Lisa stiegen hurtig aus den Betten. Als sie vor die Haustür kamen, stand dort ein allerliebster kleiner Schlitten. Ein Hirsch mit goldenem Geweih war davorgespannt. Sie stiegen ein und wickelten sich in die bereitliegenden Decken. Die Schneeflocke setzte sich auf den Bock, und nun ging es los. Den Kindern war es, als wenn der Schlitten nur so durch die Luft flöge. Immer fremder wurde ihnen die Landschaft, und zuletzt schliefen sie ein. Sie hatten lange geschlafen. Da rüttelte sie jemand wach und rief: „Wir sind am Ziel, auf dem Nordpol!“ Erschrocken richteten sie sich auf. Aber was sahen sie! Alles glitzerte wie Kristall. Und große Eisblöcke versperrten ihnen die Aussicht. Sie stiegen aus dem Schlitten, und die Schneeflocke rief einen Namen. Da schoben sich die Eisblöcke auseinander, und vor ihnen lag eine große Halle. Die Schneeflocke führte sie hinein. Aber o, was mußten die Kinder erblicken! Da blieben ihnen Mund und Nase offen stehen. Da liefen Schneemänner als Diener und Schneeflocken als Dienerinnen herum, und alles glitzerte von Schnee. Da tat sich noch eine Schneewand auf, und sie gingen in eine noch schönere Halle, und auf einem erhöhten Eisthron saß die Schneekönigin. Sie sah wunderschön aus in ihrem weißen Eispelzmantel und grüßte sie herzlich. Dann mußten sie sich an einen Eistisch setzen. Schneemänner und Schneeflocken bedienten sie. Leider gab es nur Speisen aus Eis; davon konnten sie nicht viel genießen. Nach dem Essen führten die Schneemänner und Schneeflocken einen Reigen auf. Eine Schneeballschlacht wurde auch noch veranstaltet. Spät in der Nacht fuhren Hansel und Lisa wieder überglücklich nach Haus.

Edith Volkmann.

Die Vöglein im Winter

Von Johannes Staub

Spätzlein vor den Häusern fragen:
»Habt ihr nicht ein bißchen Brot?«
Finklein klagen auch und sagen:
»Ach, erbarmt euch unsrer Not!«

Und die Meislein und die Zeislein
sind jetzt arm wie Betteleut',
und sie schreien: »Tisch und Häuslein
sind uns allen eingeschneit!«

Auch die Amseln und die Ammern
sitzen zitternd in dem Schnee,
und sie frieren, und sie jammern:
»Ach, der Hunger tut so weh!

Liebe Kinder, streut uns Bröschen,
werdet nicht im Geben müd';
wenn dann Veilchen blühn und Röschen,
singen wir euch Lied um Lied.«

Wer spricht's am schnellsten ohne sich zu verhaspeln?

Neulich gab ich euch einige Sätze auf, die ihr nachsprechen sollt. Bei der Gelegenheit fragte ich, wer ähnliche weiß. Nun sind mir aus meinem Leserkreise diese neuen Sätze eingesandt worden:

De dicke Deern drägt de dünne Deern durch den dicken Dreck; da dankt de dicke Deern de dünne Deern, daß de dicke Deern de dünne Deern durch den dicken Dreck drägen deht.

Der Kottbusser Postkutscher putzt mit dem Kottbusser Putzlappen den Kottbusser Postkutschkasten.

Die Katze tritt die Treppe krumm.

Wer weiß noch mehr?

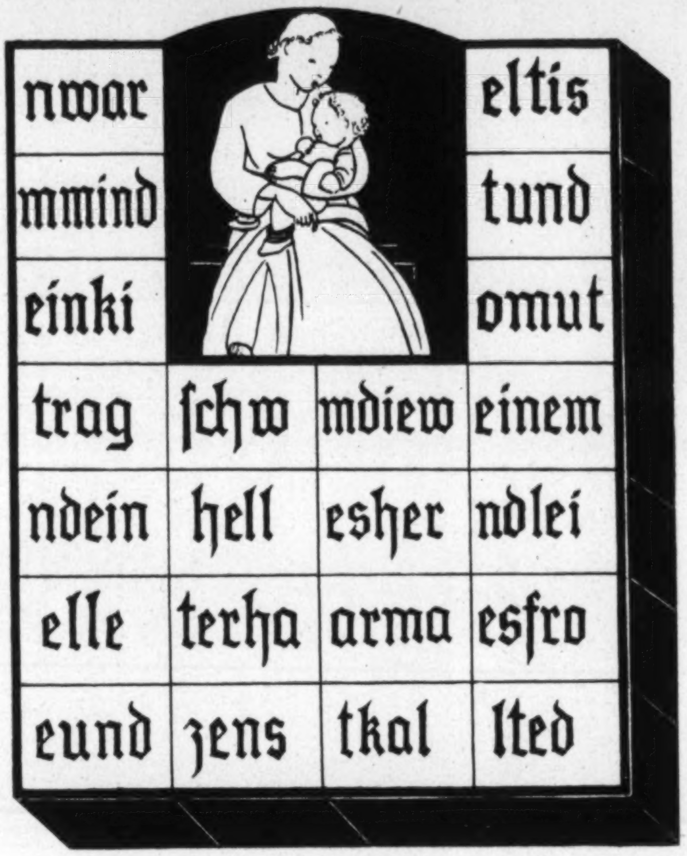
Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 24 / 1938

Auch diese Preisaufgabe hat euch wieder viel Spaß gemacht, die große Zahl der Einsendungen ist ein guter Beweis dafür. Viele aber haben sich die Aufgabe nicht genau durchgelesen, denn mehr als sieben Lieder haben unsere drei Freunde nicht genannt. Wenn ihr die Aufgabe nun nochmals genau durchseht, werdet ihr finden, daß es sich um folgende Lieder handelt: „Märkische Heide“, „Lippe-Detmold“, „Deutsch ist die Saar“, „Lorelei“, „Der Lindenbaum“, „Flamme empor“ und „Wenn wir marschieren“. Wer diese Lieder herausfand, kam in die engere Wahl. Nach der Ausscheidung aller unrichtigen Lösungen aber verblieben noch ein paar hundert, aus denen das Los die sieben Preisträger bestimmen mußte. Den **ersten Preis** im Betrage von 10 RM bekam **Helmut Kortemeyer** in **Gohfeld-Depenbrock**, den **zweiten Preis** im Betrage von 5 RM **Marianne Nagler** in **Planegg**, je ein wertvolles **Jugendbuch** bekamen: **Karlheinz Jürgens** in **Buchholz** über Rinteln, **Anneliese Holzer** in **Altenkessel**, **Günter Gerendorf** in **Dortmund-Schüren**, **Anna Hawel** in **Ochsenburg** über St. Georgen am Steinfeld (Niederdonau) und **Siglinde Jacker** in **Augsburg**.

Kurzweil am Feierabend

Rätsel-Steinchen

Werden die Steinchen richtig geordnet, so erhält man einen Vierzeiler von Clemens Brentano.



Zahlen-Rätsel

An Stelle der Zahlen sollen die entsprechenden Buchstaben so verwendet werden, daß daraus Wörter von folgender Bedeutung entstehen. Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten und die dritten Buchstaben von unten nach oben nennen ein Sprichwort.

1 2 3 4 5 6	Straftat
2 3 4 7 2	weiblicher Vorname
8 4 2 7 6 2 8	aufgesetzter Lederfleck
2 3 6 2 8 9	Erziehungsberechtigte
3 4 10 2 3 3 2	Insekt
6 2 8 8 4 2 8	Hunderasse
2 9 2 8 11 4 2	Willenskraft
8 2 7 7 2 3	Erfinder der Schiffsschraube
9 4 2 1 2 8 12 9 11	tiefgelegenes Land
6 4 6 2 3	Aufschrift, auch Dienstbezeichnung
12 3 7 6 2 8	Herrenmantel
11 3 2 4 7 9 2 8	Heuchler
2 3 10 12 8 7	persischer Gebirgszug
9 2 8 2 4 1 2 9	Meernymphen in der griechischen Sage
1 8 2 7 1 2 9	deutsche Stadt
4 9 1 12 7	Strom Westindiens
7 2 9 9 2	Heidefläche in Westfalen
6 8 4 3 3 2 8	musikalische Verzierung
1 12 5 6 12 7	Schriftzug
2 6 8 12 8 4 2 9	italienische Landschaft

*

Telegramm-Rätsel

An Stelle der Punkte und Striche sind Buchstaben einzutragen, so daß Wörter von nebenstehender Bedeutung entstehen. Die auf die Punkte entfallenden Buchstaben nennen einen Wahrspruch.

. — . . — — —	hartgebrannter Ziegelstein
— — — . . .	Sternbild
. — . — . . —	Bergbeamter unter Tage
— — . — . .	Sportart
. — .	Zeitbegriff
— . . . — . — —	Stadt in Württemberg
— — . . . —	Sitzmöbel
— — . . .	Naturerscheinung

Kreis-Rätsel

In die Kreisfelder sind von außen nach innen 32 vierbuchstabige Wörter von folgender Bedeutung einzutragen:

1. anderer Name für Bär, 2. Kaffernstamm, 3. Begründer der Hochschule für Leibesübungen, 4. Aderschlag, 5. junger Diener, 6. Begründer des deutschvölkischen Schutz- und Trutzbundes, 7. Zitterpappel, 8. Stadt am Rhein, 9. beglückendes Kampfergebnis, 10. deutscher Strom, 11. Küchengerät, 12. männlicher Vorname, 13. musikalisches Bühnenwerk, 14. Futterpflanze, 15. Gesichtsteil, 16. kleines Stück Sprache, 17. Ausstellung, 18. hohes Bauwerk, 19. Lehrgang, 20. Tierprodukt, 21. Gerücht, 22. südamerikanische Republik, 23. Kochsalzlösung, 24. Pflanzengebilde, 25. Stadt am Rhein, 26. Bezirke, 27. mathematisches Zeichen, 28. Florgewebe, 29. Sprengladung, 30. starker Strick, 31. Spielzeug, 32. Meerenge.

Die Buchstaben auf der Punktierten ergeben: 4—1 Krankheitserreger, 4—7 Taufzeuge, 10—7 Hast, 10—13 Tierprodukt (Mehrzahl), 13—16 Körnerfrucht, 30—1 Speisewürze, 30—27 bandartige Bauform (Leiste), 24—27 zwei Augen im Würfelspiel, 24—21 Mädchenname, 18—21 russische Stadt. (ch = ein Buchstabe; v = ein Buchstabe).

Bei richtiger Lösung ergeben die Buchstaben des inneren Kreises von 1—32 ein Zitat aus Goethes Faust, II. Teil.

*

Rätsel-Auflösung aus Heft 2

Netzrätsel. 1. Nerz, 2. Unze, 3. Rain, 4. Lena, 5. Erde, 6. Iser, 7. Baß, 8. Tula, 9. Erle, 10. Zofe, 11. Ingo, 12. neun, 13. Doge, 14. Ebro, 15. Ebbe, 16. Lein, 17. Oise, 18. Fuß, 19. Bern, 20. Rigi, 21. Tief, 22. Spee, 23. Ruin, 24. Ries, 25. Faß, 26. Emma, 27. Sebu, 28. Riß, 29. Maus, 30. Muse, 31. Eile, 32. Bier, 33. Tuat, 34. List, 35. Anni, 36. Wien, 37. Heil, 38. Inch, 39. dein, 40. Eber, 41. Netz, 42. leer, 43. Sarg, 44. Oise, 45. Leto, 46. Heck, 47. Deck, 48. Erbe. — Nur Leistungen berechtigen zum Stolz.

Silbenrätsel. 1. Wettrennen, 2. Intrigant, 3. Eroberung, 4. Dogge, 5. Einschulung, 6. Reitersturm, 7. Miesepeter, 8. Ansinnen, 9. Nahrungsmittel, 10. Nachtkerze, 11. Stummel, 12. Orakel. — Wie der Mann, so auch sein Gott. (Goethe.)

Verlag der „Reichs-Elternwarte"
Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17/18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2

Blick ins Jauntal auf den Lauf der Drau
im schönen Kärntner Land

Aufnahme: Hans Retzlaff